

BESPRECHUNGEN

HELMUT BINKOWSKI: Der Selfkant – Ein Kulturraum. Aachen: Verlag Mainz
2014. 304 S. m. zahlr. Abb.; 29,95 €

Seit einigen Jahren werben die drei westlichen Gemeinden des Kreises Heinsberg – Waldfeucht, Selfkant und Gangelt – gemeinsam als Freizeitregion „Der Selfkant“ und bringen dadurch ihre natur- und kulturräumlichen Gemeinsamkeiten zum Ausdruck, freilich auch mit touristischem Hintergrund. Wenngleich die Kulturregion Selfkant über die engeren Grenzen der drei politischen Gemeinden hinaus bis an Rur und Wurm heranreicht, liegt nun aus der Feder von HELMUT BINKOWSKI erstmals ein kompakter Führer zu insgesamt 107 Denkmälern in 35 Ortschaften der Gemeinden Waldfeucht, Selfkant und Gangelt vor. Das umfangreiche Buch gliedert sich nach Gemeinden und innerhalb dieser nach Orten, so dass eine schnelle Orientierung möglich ist. Neben dem vorliegenden Band zum Kulturraum sind zwei weitere Bände über den Selfkant als Naturraum und Freizeitraum geplant (vgl. S. 6).

Das Buch ist als Darstellung aller Denkmäler in einem umgrenzten geographisch-politischen Raum, nicht jedoch als wissenschaftliche kunsthistorische Abhandlung konzipiert. Deshalb gilt das Augenmerk nicht einer bestimmten Epoche oder Stilrichtung, sondern schlicht allem Denkmalwürdigen, das sich in den drei Gemeinden finden lässt. In BINKOWSKIS Selfkantbuch stehen daher religiöse und profane Denkmäler ebenso wie keltische Grabungsfunde und industriegeschichtliche Relikte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts nebeneinander. Ein erkennbarer Schwerpunkt liegt wohl nur deshalb auf den Kirchen und Kapellen, da die seit jeher agrarisch-handwerklich geprägte Region neben Sakralbauten und größeren Hofanlagen ansonsten eher wenige Kunstschätze aufweisen kann.

Bei der Auswahl der Denkmäler lehnt sich der Autor z. T. an die listenartig zusammengestellten, ebenfalls nach Kommunen und Ortschaften gegliederten Denkmäler-Kurzverzeichnisse von MARCO KIESER an, die bereits im Heimatkalender des Kreises Heinsberg veröffentlicht wurden (Die Baudenkmäler des Kreises Heinsberg, Gemeindegebiet Gangelt, in: Heimatkalender des Kreises Heinsberg 2005, S. 137–159; Ders., Die Baudenkmäler des Kreises Heinsberg, Gemeindegebiet Waldfeucht, in: Heimatkalender des Kreises Heinsberg 2013, S. 65–87), jedoch weist BINKOWSKIS Buch mal mehr, mal weniger Einträge auf als KIESERS Listen, ohne dass die Auswahlkriterien explizit genannt werden, was aber auch nicht unbedingt notwendig erscheint; in der Regel werden die Hofanlagen weniger beachtet, was keineswegs negativ ins Gewicht fällt. Auffällig ist die stark variierende Länge der Artikel. Wenngleich der Unterschied zwischen der Waldfeuchter Pfarrkirche St. Lambertus mit 20 Seiten (S. 120–139) und der Marienkapelle Brüggelchen mit gerade einmal 58 Wörtern (S. 153) ein Extremfall ist, so fällt doch der Schwerpunkt auf sakralen Denkmälern stets aufs Neue ins Auge. Manche Artikel geraten doch etwas arg kurz und erwecken den Eindruck, man wolle das

Gebäude oder das Kunstwerk nur der Vollständigkeit halber erwähnen, ohne wirklich eine Beschreibung oder (kunst-)historische Bewertung vorzunehmen. Andere Artikel wiederum sind, wie der Mercatorpunkt (S. 51–55), keinem Denkmal im eigentlichen Sinne gewidmet, sondern fanden wohl eher aus touristischen Gründen Eingang in das Buch. So widmet der Autor der eigentlichen Gedenkskulptur an dieser Stelle nur 13 Zeilen Text und referiert ansonsten das Leben und Wirken des Kartographen Gerhard Mercator, der einen Teil seiner Kindheit in Gangelt verbrachte. Der Leser muss also mit gelegentlicher Inkonsequenz bei Auswahl und Gewichtung der beschriebenen Denkmäler rechnen.

Besonders die Kirchen werden sehr ausführlich behandelt. Hier liegt der Vorteil des Verzeichnisses zweifelsohne darin, dass auch eine große Zahl von Figuren und Gemälden besprochen wird, um den Blick des Lesers auf sie zu wenden. Abendmahlsgeräte und andere liturgische Gegenstände, die beim Besuch der jeweiligen Kirche nicht zu sehen sind, sind nicht enthalten (Ausnahme: Monstranz in St. Maternus Breberen, S. 103). In manchen Fällen hätte dies durchaus zu einer Aufwertung führen können, sozusagen über das Sichtbare hinausgehend zu den versteckten Schätzen; das Fehlen des großen Chortheppichs in St. Lambertus Waldfeucht, einem seltenen Stück, ist in diesem Zusammenhang zumindest schade. Jedoch ist es ein zulässiges Konzept, nur das für den Besucher Sichtbare zu besprechen.

Das als „Historischer Abriss“ betitelte Schlusskapitel (S. 288–300) wäre zum einen besser an den Anfang gestellt worden – am Schluss erweckt es eher den Eindruck eines nur optionalen Zusatzkapitels statt einer grundlegend einführenden Orientierung. Zum anderen kann die Abhandlung, die auf nur zwölf Druckseiten vom Paläolithikum bis in die Gegenwart reicht, auch kaum mehr leisten als eine sehr grobe Orientierung: Der Versuch, die Reformation und ihre Auswirkungen auf den Heinsberger Raum in 24 Zeilen zu erklären, ist gewagt (S. 296). Auf diesen historischen Abriss hätte man entweder ganz verzichten oder ihn zumindest ausgewogener gewichten können: Keines der beschriebenen Objekte kann einen direkten Bezug zur Grenz-Geschichte des Selfkants oder dem Schengener Abkommen aufweisen, obschon ein Drittel des historischen Abrisses diesen Themen gewidmet ist.

Die Texte selbst sind gut lesbar, und durch die zahlreichen hervorragenden Fotografien wird das Buch zu einem Kulturführer, der bei der Vorbereitung eines Wochenendes oder auch heimatkundlicher Studien nützlich ist. Bei der Gestaltung und Textauswahl ist klar, dass sich das Buch vorwiegend an regionalgeschichtlich interessiertes Publikum aus der näheren Umgebung richtet. Für (Kunst-)Historiker ist es als Erstinformation hilfreich. Allerdings fällt das uneinheitlich gestaltete Literaturverzeichnis mit nur drei Seiten (S. 301–303) etwas dürftig aus. Auch wenn lokalgeschichtliche Bemerkungen nicht selten in etwas abseitigen Publikationen wie Festschriften mit Kleinstauflage erscheinen, so ist doch anzunehmen, dass in den seit 1925 beinahe ununterbrochen erschienenen Heimatkalendern des Kreises (Geilenkirchen-)Heinsberg deutlich mehr Artikel zu den 107 behandelten Denkmälern erschienen sind als jene, die angegeben werden. Dass der Autor den Brockhaus verwendet, obwohl er auch das Lexikon des

Mittelalters kennt, Wikipedia ins Literaturverzeichnis aufnimmt, für Informationen über die jüdische Gemeinde Gangelt einen Tageszeitungsartikel heranzieht und dem Autor Erbel den Vornamen Pfarrer gibt, darüber mag sich der Leser selbst Gedanken machen.

Eingedenk dessen, dass man es nicht mit einer wissenschaftlichen bau- und kunsthistorischen Studie zu tun hat, entbehrt das Buch von HELMUT BINKOWSKI sicher nicht einer Existenzberechtigung in einer Region, die von Kunstführern bisher stiefmütterlich behandelt wurde. Indem der Selfkant als Landschaft kirchlicher Kunstgüter und industrieller Denkmäler skizziert wird, kann es für den professionellen Wissenschaftler als Basis für eingehendere Studien dienen, denn das Werk ist absichtlich so angelegt, dass es eher in die Breite als in die Tiefe geht. Für den regional- und lokalthistorisch Interessierten sind die handbuchartig gestalteten Einträge zu jedem Denkmal eine Einladung zum Selbst-Entdecken der Heimat und eine Hilfe zur Entschlüsselung der geschichtlichen Hintergründe: Das Vorwort richtet sich explizit an die „Entdeckerinnen und Entdecker des Kulturraums ‚Der Selfkant‘“ (S. 6–7) – insofern hat das Buch das selbstgesteckte Ziel erreicht.

Trotz der Mängel gerade in Bezug auf den historischen Abriss ist „Der Selfkant – Ein Kulturraum“ auf jeden Fall ein brauchbares, kompaktes Denkmälerverzeichnis einer spannenden Region, das durch seine reiche und qualitätvolle Bebilderung besticht.

Aachen

THOMAS RICHTER

PETRUS, SIMON O. Praem.: Heraldisches Handbuch der katholischen Kirche. Regenstein: Battenberg/Gietl Verlag 2016, 296 S. mit zahlr. Abb.; 29,90 €

„Nachdem das verdienstvolle Werk von Erzbischof BRUNO BERNARD HEIM „Heraldry in the catholic Church – its origin, customs and laws“ (1978, erneut 1981) nur noch schwer zu finden ist, erscheint jetzt aus der Feder von SIMON PETRUS auf Deutsch „Heraldisches Handbuch der katholischen Kirche“. Um es vorweg zu sagen: Das Werk bietet in vier Hauptkapiteln mehr als heraldische Informationen, es ist auch ein Buch mit kirchengeschichtlichen und -rechtlichen Erläuterungen bis zu Neuerungen der Päpste Benedikt XVI. und Franziskus. Ob der *papa emeritus* sein Wappen weiterführen darf, ist eine gelehrte Streiterei, Benedikt selbst hat entschieden und erklärt, keine Änderungen vorzunehmen. Deutlich stellt der Autor klar, dass außer Prälaten alle Kleriker Wappen führen dürfen. Man kennt die Diskussion aus dem bürgerlichen Wappenwesen. Hier wie dort liegt der Ursprung dieses Irrtums in den Anfängen des Wappenbrauchs bei den (adligen) kämpfenden Rittern, die sich unterscheiden mussten. Die Wappenkultur ist – wie oft betont – die einzige Kulturform weltlichen Charakters im Abendland. Natürlich wurde sie von den adligen Geistlichen angenommen und fortgeführt!

Der Autor betont die Nützlichkeit der Wappenkunde als Hilfswissenschaft bei historischen Fragen. Als Bauschmuck und überhaupt als archäologische Quelle fördern Wappen manche Erkenntnis. Das Kapitel über die Nebenstücke (Tiara, Mitra, Schlüssel)

behandelt auch solche geringer Bedeutung (Bourdon, Kantorenstab, Rosenkranz). Bedeutsam sind das Pallium, der Krummstab, auch der Wahlspruch wie etwa bei Kardinal Frings – *hominibus constitutus* – gleichsam das Lebensmotto des Kölner Erzbischofs. Im Kapitel über die einzelnen Stufen der Geistlichkeit vom Papst bis zu Priestern und Diakonen wird die ganze Hierarchie der Kirche erkennbar, nicht ohne Bedeutung für eine laikale Gesellschaft, die sich gerne in Gleichmacherei gefällt. Da die Jesuiten normalerweise keine Wappen führen, fällt der Schild des Papstes Franziskus natürlich mit dem zentralen Monogramm IHS auf. Nach Personen gingen auch Körperschaften zum Wappenbrauch über; der Gonfanon (Kriegsfahne) stand am Beginn dieser Entwicklung. Heraldische Fahnen zeigten auf Türmen und Burgen den Besitzer und seine Praesenz an, wie man heute noch am englischen Protokoll sehen kann. Ritterorden – seit je –, Mönchsorden, Pfarrgemeinden sind wappenberechtigt. Die gekreuzten Schlüssel der Vatikanstadt sind auch ohne Schild als Wappen anzusprechen. Die Wappengestaltung ist schon immer ein Zankapfel gewesen: Fest steht indes: *Simplex atque perspicuus*, auf Deutsch: Einfach und klar. Auf diesem Feld treffen sich Theoretiker, Künstler und Narzisten. Barocke Eitelkeiten sind heute überwunden. Neben einer klaren Form muss ein Wappen auch erkennbar und deutbar sein. Plastische Formen erlauben hier mehr Freiheit als eindimensionale Flächen.

Das Buch ist „einleuchtend“ und hat auf 300 Seiten fast auf jeder Seite farbige Abbildungen. Literaturverzeichnis, Bildquellen- und Textquellenverzeichnis, Register ergänzen das schöne Buch. Sein Ziel, eine „Hilfestellung“ beim Entwurf von Wappen für römisch-katholische Geistliche zu sein und Freude „beim Spiel der Heraldik“ zu schenken, hat der Autor erreicht.

Düsseldorf

ROLF NAGEL

THOMAS FISCHER/MARCUS TRIER: Das Römische Köln. Köln: Bachem Verlag
2014, 384 S.; 24,95 €

Über einen Mangel an Aufmerksamkeit für die erste Epoche der Kölner Stadtgeschichte kann man sich wahrlich nicht beklagen, gilt doch noch immer die mehr als 30 Jahre alte Feststellung von Hugo Borger: „Dem römischen Köln hat sich noch kein Kölner entzogen und kaum einer von denen, die der Weg nach Köln führte, entziehen können“ (S. 374). Dementsprechend fehlt es auch nicht an (nicht nur wissenschaftlicher) Literatur zum römischen Köln. Wie sehr es aber eines gleichermaßen kompakten wie umfassenden Überblicks zu diesem Thema bedarf, zeigt die Tatsache, dass Gerta Wolffs „Das Römische-Germanische Köln. Führer zu Museum und Stadt“ von 1981 bis 2005 sechs Auflagen erlebte und auch ins Englische übersetzt wurde. Auch wenn dieses für einen Überblick in Teilen aber zu knappe Büchlein über viele Jahre gute Dienste geleistet hat, ist es aufgrund neuerer archäologischer Grabungen nicht mehr aktuell. Das gilt in Teilen auch für den genau zehn Jahre vor FISCHER/TRIER erschienenen beeindruckenden

ersten Band der Kölner Stadtgeschichte „Köln in römischer Zeit“ von Werner Eck, der mit mehr als 900 Seiten ohnehin keinen kompakten Überblick bietet, und auch inhaltlich oft den stadthistorischen Rahmen sprengt. Die – überspitzt formuliert – mangelnde Aktualität von Wolff und Eck wird FISCHER/TRIER im Abstand auch treffen, denn wie die Autoren selbst einräumen, lebt die Archäologie nun einmal damit und davon, „dass neue Ergebnisse, die aus der Erde Kölns an Licht kommen, [...] ältere Überzeugungen kräftig umkrepeln können“ (Vorwort, S. 9). Solche neuen Erkenntnisse sind indessen „die wichtigste Rechtfertigung für die Tätigkeit der Archäologen“ (ebd.)! FISCHER und TRIER kommt nun der Umstand zugute, dass sie ihre Darstellung zu einem Zeitpunkt vorlegen, dem besonders intensive archäologische Forschungen an unterschiedlichen Stellen der Stadt vorangegangen sind. Dabei sind insbesondere die Ausgrabungen der Jahre 2003 bis 2012 anlässlich des Baus der Kölner Nord-Süd-Stadtbahn zu nennen, die „rund zweieinhalb Millionen Objekte ans Tageslicht“ (S. 130) förderten.

Bereits an den einleitenden Bemerkungen wird deutlich, dass beide Autoren ausgebildete Archäologen sind und zudem ihr Fach gleichermaßen mit Leidenschaft wie Liebe vertreten, was überhaupt erst ein solches Buch möglich macht. Als Kölner Universitätsprofessor für die Archäologie der römischen Provinzen (THOMAS FISCHER) der eine und als Direktor des Römisch-Germanischen Museums (RGM) sowie Leiter der Kölner Bodendenkmalpflege (MARCUS TRIER) der andere sind beide Autoren zudem auch „im richtigen Leben“ nahe an ihrem Thema dran. Dementsprechend ist kein Buch über das römische Köln im Elfenbeinturm der Wissenschaft entstanden, sondern eine gut lesbare, teilweise flott geschriebene Darstellung, die sich gekonnt zahlreicher Abbildungen, Karten und Rekonstruktionen nicht zur bloßen Illustrationen, sondern als zusätzliche Vermittlungsebenen bedient. Das erste Kapitel beginnt nicht etwa in römischer Zeit, sondern im Jahre 1106 (Arbeiten im Umfeld von St. Ursula, bei dem man auf römische Gräber stieß), überschrieben mit „Forschungsgeschichte: von frommen Legenden zur modernen Forschung“. Hier werden dann auch das RGM als die ohne Frage wichtigste Institution für das römische Köln vorgestellt sowie die Geschichte der eng mit dem Museum verbundenen Kölner Archäologischen Bodendenkmalpflege. Dass die Autoren dabei die Gelegenheit zur „Werbung“ für die Arbeit der Bodendenkmalpflege nutzen, ist ebenso sinnvoll wie berechtigt: „Die Sorge, dass Archäologen, wenn sie eine Baustelle ‚in Besitz nehmen‘, kein Ende finden, ist heute unbegründet“ (S. 23). Mit diesem ersten Kapitel korrespondiert das 14. und letzte: „Köln und ‚seine Römer“ – ein emphatischer, ganz am Ende auch augenzwinkernder und ja, zwischen den Zeilen auch ein wenig stolzer Ausblick zum Umgang des heutigen Köln mit dem römischen Erbe. Und es ist ja auch beeindruckend, womit namentlich das RGM seit 1974 aufzuwarten hat. Dennoch ist nicht alles Gold, was glänzt, denn eine Generalsanierung des Hauses ist längst überfällig und verzögert sich durch das an sich faszinierende und begrüßenswerte Projekt der „Historischen Mitte“ mit der Konzentration von RGM, Kölnischem Stadtmuseum und Dombauverwaltung an einem Ort zusätzlich. Auch die personelle wie finanzielle Ausstattung Kölner Bodendenkmalpflege steht in krassem Missverhältnis zu Zahl und Bedeutung Kölner archäologischer Schätze, so dass oft

nur eine Notverwaltung möglich ist. Wer sich selbst davon überzeugen möchte, kann das anhand des am Mühlenbach erhaltenen Teilstücks der römischen Stadtmauer tun, von dem sich im „Rundgang römische Stadtmauer“ (S. 133–141) folglich erst gar kein Foto findet. Dass nicht die Autoren eine solche Kritik vorbringen, sondern dies dem Rezensenten vorbehalten bleibt, soll kein Monitum sein, hätte man die Autoren doch zu sehr einer Nabelschau alltäglicher Probleme sowie mangelnder Loyalität gegenüber vorgesetzten Dienststellen bezichtigen können.

Zwischen den beiden rahmenden Kapiteln 1 und 14 nehmen FISCHER und TRIER den Gang durchs römische Köln in zwölf Kapiteln vor, beginnend mit der Besiedlung des Kölner Raums durch die Bandkeramiker im 6. Jahrtausend v. Chr. und endend im 5. Jahrhundert n. Chr. mit dem Auslaufen römischer Macht am Rhein (Kapitel 2–12) bzw. einem bis in das 10. Jahrhundert reichenden Ausblick (Kapitel 13). Dabei sind in dem im Wesentlichen chronologischen Durchgang ein größerer Block von fünf Kapiteln (6.5–6.10, 7–10) eingeschoben, in denen die römische Stadt vorgestellt wird: Stadtmauer, Infrastruktur, öffentliche, Wohn- und Gewerbegebäude, Suburbien, Hafen, Friedhöfe, Flottenlager Alteburg, Umland der CCAA. Den Fließtext unterbrechen immer wieder in Kästen gesetzte Texte, die teilweise zu Exkursen (z. B. der neun Seiten umfassende Rundgang entlang der römischen Stadtmauer) werden, und einzelne Ausgrabungsergebnisse, Orte oder Objekte (z. B. S. 310–311, Grabkammer Weiden) vorstellen, allgemeine, über das Thema hinausgehende (z. B. S. 48–49 zu den Germanen) oder aber vertiefende Informationen (z. B. S. 164 zur Herkunft der Baumaterialien im römischen Köln) bieten. Störend für den Lesefluss wirken diese vielen Kästen keineswegs, sondern sie entlasten vielmehr den Haupttext. So ist es auch möglich über das gesamte Buch verteilt die wichtigsten römischen Kaiser kurz vorzustellen. Überhaupt erliegt die Darstellung nicht der durchaus naheliegenden Gefahr, sich in der römischen Reichs- oder Provinzialgeschichte zu verlieren.

Hervorgehoben werden müssen die bereits erwähnten Abbildungen, Karten und Rekonstruktionen, mit denen dieses Buch so hervorragend ausgestattet ist: Während die bekannten Glasobjekte ästhetisch üppig in Szene gesetzt sind (v. a. S. 216–221, 272, 308), bieten die vielen Grabungsfotos gutes Anschauungsmaterial. Die Karten, allesamt neu gezeichnet und teilweise wohl neu entwickelt (z. B. S. 298), sind von großer Klarheit (S. 290 Alteburg jedoch fälschlich nördlich von Köln eingetragen); ausgesprochen anschaulich auch die vielen Rekonstruktionen wie etwa der Bauablauf der römischen Stadtmauer (S. 128–129).

Inhaltlich verzichten die Autoren zu Gunsten der Darstellung auf langatmige Forschungsdiskussionen. So wird die Frage, ob Agrippa während seiner ersten (38 v. Chr.) oder zweiten Statthalterschaft (20/19. v. Chr.) die Ubier im Kölner Raum ansiedelte, kurzerhand mit dem zweiten Datum beantwortet (S. 39). Auch die Charakterisierung des mit den Begriffen „Katastrophen- versus „Kontinuitätstheorie“ belegten Übergangs von der Spätantike zum Frühen Mittelalter wird pragmatisch mit dem Hinweis darauf, dass man die Dürftigkeit schriftlicher Quellen für das 6. und 7. Jahrhundert nicht fehlinterpretieren dürfe, beantwortet (S. 367). Stattdessen wird etwa einem methodisch

wie didaktisch sinnvollen Vergleich mit der römischen Stadtgründung von Waldgirmes (Lahn) Raum gelassen (S. 65–68), um „die Vorstellungen vom Anfang Kölns und seinem ältesten Aussehen etwas zu präzisieren“ (S. 65), oder einem Text „ein Tag im römischen Köln“ (S. 195–196).

Zu kritisieren gibt es nicht viel. Vielleicht hätte man an einer der Stellen, an denen es sich angeboten hätte (S. 101, 296), das Territorium der CCAA beschreibend umreißen können, alleine schon um damit zu verdeutlichen, wie sehr sich die antiken Vorstellungen von unseren hinsichtlich eines „Stadtgebietes“ voneinander unterschieden. Sodann kommt das frühchristliche Köln ein wenig knapp weg. So hätte man die Fragen der Bischofsliste und der Bischofskirche im 13. Kapitel („Franken links und rechts des Rheins“) wenigstens anschneiden können, weil sie doch wichtig dafür sind, wie sich der Übergang vom spätantiken zum frühmittelalterlichen Köln gestaltete. Die Angaben zu den Bischöfen Maternus und Severin entsprechen nicht ganz dem Forschungsstand: Dass Maternus „möglicherweise bereits um 300 das Trierer Bistum geleitet“ (S. 342) haben soll, wird heute allgemein verworfen. Auch dass „von Severin [...] nur der Todestag überliefert ist, der 25. Oktober“ (S. 343), stimmt so nicht, denn auch die (mutmaßlichen) Gebeine sind erhalten; zudem handelt es sich um 23. Oktober und den Tag der Bestattung. Schließlich wird keineswegs nur „in der älteren Forschung“ der Ursprungsbau unter St. Severin „gerne mit dem Wirken und der Verehrung des heiligen Severin [...] in Zusammenhang gebracht“ (S. 267). Auch sonst finden sich gelegentlich kleine Flüchtigkeitsfehler, wie die Angaben über die Regierungszeit von Marc Aurel bis 170 n. Chr. (S. 281; richtig: bis 180 n. Chr.), oder dass im Text über Kaiser Vitellius (S. 107) dieser ausgerechnet an der entscheidenden Stelle (Ausrufung zum Kaiser, in Köln, 69 n. Chr.) mit Galba verwechselt wird – um nur diese Beispiele zu nennen. Solche Anmerkungen können und wollen aber den überaus positiven Gesamteindruck von FISCHERS und TRIERS römischem Köln in keiner Weise schmälern.

Köln

JOACHIM OEPEN

THOMAS R. KRAUS (Hrsg.): Aachen von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 2: Karolinger – Ottonen – Salier 765–1137 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Aachen Bd. 14; Beihefte der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins Bd. 8). Aachen: Mayersche Buchhandlung KG 2013. XIII und 611 S., mit zahlreichen schwarz-weißen und farbigen Abbildungen; 39,90 €

Der zweite Band der von THOMAS R. KRAUS herausgegebenen Aachener Stadtgeschichte behandelt, aufwändig mit Fotografien, Bauzeichnungen, Diagrammen und Karten illustriert, die Jahre 765 bis 1137 und schließt damit zeitlich unmittelbar an den 2011 erschienenen ersten Band an, der sich mit Aachen, seiner Lage und Geschichte bis zum Ende der Merowingerzeit vor allem aus naturwissenschaftlichem und archäologischem Blickwinkel befasst. Neben dem vom Herausgeber verfassten Vorwort und dem von ihm

erstellten kombinierten Orts- und Personen- sowie Sachregister enthält der vorliegende Band drei Großkapitel, von denen sich die ersten beiden der Karolingerzeit seit der Ersterwähnung in den schriftlichen Quellen widmen, als Aachen zeitweise zentraler Ort des Reichs war, und das dritte Kapitel die Zeit zwischen 911, dem Jahr, in dem die Karolingerherrschaft im Ostfrankenreich endete, und 1137, als Kaiser Lothar III. verstarb, behandelt. Jedem Großkapitel ist unmittelbar ein detaillierteres Inhaltsverzeichnis vorangestellt, mit dem man gezielt gewünschte Informationen auffinden kann. Kapitel I, das mit 408 Seiten zwei Drittel des Gesamtumfangs ausmacht, beleuchtet „Pfalz und vicus Aachen in karolingischer Zeit“ aus historischer, bauhistorisch-architektonischer und archäologischer Perspektive. Es ist gemeinsam von HARALD MÜLLER (Geschichte), JUDITH LEY (historische Bauforschung), FRANK POHLE (Pfalzenforschung in Aachen) und ANDREAS SCHAUB (Archäologie) verfasst worden, wobei sich die einzelnen Beiträge der Autoren sehr gelungen miteinander verschränken und gegenseitig hervorragend ergänzen, da die zahlreichen neuen Ergebnisse der Bauforschung und der archäologischen Grabungen mit den längst bekannten schriftlichen Quellen abgeglichen und auf diese Weise Wiederholungen im Text weitgehend vermieden werden.

Nach einer Rekapitulation der in der Vergangenheit in Aachen durchgeführten, aber in großen Teilen nicht publizierten archäologischen Forschungen rund um die Pfalz und die Marienkirche, die zu den besterhaltenen Bauten der Karolingerzeit zählen, werden zunächst die verfügbaren schriftlichen Quellenzeugnisse kritisch vorgestellt, wobei Einhard als „Kronzeuge“ (S. 22) für die Zeit Karls des Großen sowie seine *Vita Karoli* besondere Aufmerksamkeit erfahren, ebenso wird auf die Frage der Siedlungskontinuität eingegangen. Es folgt ein chronologischer Abriss, gegliedert in Abschnitte über die frühkarolingische Zeit, die Zeit unter Karls des Großen Herrschaft bis 794 sowie über den Zeitraum von 794 bis 806, den die Autoren als „Sesshaftwerdung“ bezeichnen und in dem Aachen zum Hauptaufenthaltort Karls des Großen wurde. Dabei werden nicht nur die politischen Rahmenbedingungen berücksichtigt, sondern auch die Voraussetzungen am Ort – sowohl im Hinblick auf die königliche Grundherrschaft Aachen (*villa*), den umliegenden Krongutverband (*fiscus*) und die pfarrlichen Gegebenheiten als auch auf die Pfalz im Besonderen, ihre Gestalt und Entstehungszeit sowie – besonders interessant dargestellt – die Organisation des Baus und der Baustelle. Behandelt wird auch das Problem der bauhistorischen Vorbilder der Pfalzanlage und der Marienkirche sowie deren in der Forschung kontrovers diskutierte Funktionen, wobei einmal mehr ausdrücklich betont wird, dass der Begriff „Pfalzkapelle“ in jeder Hinsicht unzutreffend ist.

Als ein Gliederungspunkt in der Darstellung wurde das Jahr 806 gewählt, als die Großbauten fertig oder fast fertiggestellt waren und – weil Karl der Große den Ort nur noch selten verließ – die Großen des Reichs begannen, regelmäßig nach Aachen zu reisen, um an Beratungen teilzunehmen. Diese ungewohnte Zäsur anstelle des üblicherweise verwendeten Todesjahrs Karls des Großen (814) hat ihre Berechtigung, da sie der Kontinuität der Stellung und Funktion Aachens Rechnung trägt, die sich über Karls Tod hinaus auch in den ersten acht Jahren der Herrschaft seines Sohns Ludwigs

des Frommen zeigte. Auch unter ihm blieb Aachen der zentrale Ort des Reichs, auch er führte von dort aus Reformen durch, bis ihn politische und persönliche Umstände dazu zwangen, das Reisekönigtum wiederaufzunehmen. Untersucht wird die herrscherliche Präsenz (nicht nur diejenige Karls und Ludwigs) unter anderem anhand der Anzahl der in Aachen ausgestellten Urkunden.

Weitere Unterkapitel widmen sich dem unter Ludwig dem Frommen gegründeten Kloster Inda/Kornelimünster, der Pfalzsiedlung während seiner Regierung, die in der Zeit auch in schriftlichen Quellen besser fassbar wird, dem Namen Aachens sowie dem langsamen Bedeutungsverlust der Pfalz bis zum Jahr 911, den die Autoren in drei zeitlichen Abschnitten darstellen: 822 bis 840 Aufgabe der Dauerresidenz, während Ludwig der Fromme mit seinen Söhnen um die Herrschaft im Reich stritt, 840 bis 870 Erbstreitigkeiten und mehrfache Teilung des Reichs, 870 bis 911 Normannenüberfälle, Rückzug des Königtums aus dem Aachener Raum und die Rolle des Marienstifts als Garant für eine gewisse Kontinuität vor Ort. Ergänzend schließen sich drei Anhänge mit Übersichten, ein Verzeichnis mehrfach zitierter Literatur und eine Konkordanz der Gebäudebezeichnungen an sowie verschiedene Exkurse, etwa über die Bauphasen der Kernpfalz und die Buntmetallherstellung in Aachen (SEBASTIAN RISTOW), zwei Aachener Denare der Karolingerzeit (HEINZ KUNDOLF) oder das Maßsystem der Pfalzkirche (JUDITH LEY).

Dem im ersten Kapitel ausgesparten geistigen Leben zur Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen in Aachen widmet sich DIETRICH LOHRMANN im zweiten Großkapitel, in dem er auf die Hofbibliothek, die Lehrer und Schüler der Hofschule, auf den Hof und seine Bedeutung für die Überlieferung antiker Texte, die Dichter und die Diskussionen der Gelehrten, auf Astronomie und *Computus*, aber auch auf die Ärzte, denen Karl der Große eher kritisch gegenüberstand, und die zeitgenössische Medizin eingeht. Abbildungen ausgewählter Handschriften, teils mit Transkriptionen und ausführlichen Kommentaren, illustrieren diesen Abschnitt, der insgesamt sehr anschaulich anhand vieler Quellenbeispiele, unter anderem aus den zahlreichen Neckgedichten und Übungsaufgaben aus dem Unterricht der Hofschule, das geistige Umfeld am Hof beschreibt.

Schließlich stellt FRANZ-REINER ERKENS die Entwicklungen in den beiden Jahrhunderten zwischen der Karolinger- und der Stauferherrschaft dar, als sich Aachen bereits in einer Randlage befand. Welchen Stellenwert der Ort für die einzelnen Herrscher besaß, verdeutlicht eine Übersicht über Zahl und Dauer der jeweiligen Aufenthalte. Auch für die späteren Jahrhunderte war die Entwicklung zum Krönungsort der römisch-deutschen Könige, beginnend 936 mit Otto I., von Bedeutung. Unter den Ottonen, v. a. unter Otto III., der Aachen sakraltopographisch ausbauen wollte und in diesem Zusammenhang zwei Klöster und das Adalbertstift gründete, gewann der Ort vorübergehend wieder an Bedeutung. Ausführlich wird dargelegt, warum er dennoch nicht den Plan verfolgt hat, Aachen zum Bistum erheben zu lassen. Seit Heinrich II., der Ottos III. Schenkungen zu einem Großteil zurücknahm, wurde Aachen für die Herrscher, mit Ausnahme Lothars III., nach ihrer Krönung wieder eine Pfalz unter

vielen. Unter anderem dies begünstigte in diesem Zeitraum den Wandel von einer Pfalz zur – allerdings weiter auf das Reich bezogenen – Stadt mit regelmäßigem Markt, mit Münzprägung und eigenem Stadtsiegel.

Abschließend soll noch einmal betont werden, dass die mit vielfältigen Schwierigkeiten verbundene Darstellung der Aachener Pfalzgeschichte in der vorliegenden Form sehr gelungen ist und zahlreiche neue Erkenntnisse liefert. Doch soll auch auf einige, wenige Versehen hingewiesen werden: Abgesehen von der Mitteilung, dass Karl der Kahle Weihnachten am 26. März 870 in Compiègne feierte (S. 379), argumentiert FRANK POHLE (S. 39) im Zusammenhang mit einem Bericht Notkers über einen bösen Geist in einer heißen Quelle *apud Aquasgrani* unter anderem mit dessen schlechter Ortskenntnis, weil *apud* „bei“ bedeute und daher unklar bleibe, welche Quelle Notker gemeint habe. Da im Mittelalter *apud* jedoch sehr häufig „in“ bedeutet, können die Ausführungen in dem Punkt nicht überzeugen. Auf S. 438 wird beschrieben, dass Lothar I. die silbernen Tische Karls des Großen in der Pfalz Aachen zerstörte, jedoch kann sich zu der Zeit nur noch einer dort befunden haben – wie es auch der Aussage der *Annales Bertiniani* zum Jahr 842 entspricht. An manchen Stellen wäre auch die Nennung speziellerer Literaturtitel wünschenswert gewesen, beispielsweise im Zusammenhang mit König Zwentibold ein Aufsatz von MARTINA HARTMANN (Lotharingen in Arnolfs Reich. Das Königtum Zwentibolds, in: Kaiser Arnolf. Das ostfränkische Reich am Ende des 9. Jahrhunderts. Regensburger Kolloquium 9.–11.12. 1999, hrsg. v. Franz Fuchs und Peter Schmid [München 2002], S. 122–142) oder im Zusammenhang mit der Reichsteilung von 855 ein Beitrag von SÖREN KASCHKE (Die *dispositio regni* Lothars I. von 855, in: Lothar I. Kaiser und Mönch in Prüm. Zum 1150. Jahr seines Todes, hrsg. v. Reiner Nolden [Prüm 2005], S. 89–98).

Aachen

MONIKA GUSSONE

Die Inschriften der Stadt Düsseldorf. Nach der Sammlung und den Vorarbeiten von KATHARINA RICHTER bearbeitet von ULRIKE SPENGLER-REFFGEN (Deutsche Inschriften, hrsg. v. den Akademien der Wissenschaften in Düsseldorf, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, Mainz, München und der österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, 89. Bd., Düsseldorfer Reihe 8. Bd.). Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag 2016, 528 S., 48 Tafeln mit 98 Abb. u. 48 Farbtafeln; 75,00 €

Vorzustellen ist ein Werk, das nicht nur für die Geschichte der Stadt Düsseldorf, sondern auch für die der gesamten Region von hervorragender Bedeutung ist. Der 89. Band des Corpuswerks „Deutsche Inschriften“ erfasst chronologisch alle vorhandenen oder nachweisbaren Inschriften auf dem heutigen Stadtgebiet von Düsseldorf von den Anfängen bis zum Tode Pfalzgrafs Wolfgang Wilhelm im März 1653. Dabei ist der Begriff der Inschriften recht weit gefasst.

Einer ausführlichen Einleitung mit Hinweisen auf die Geschichte der wichtigsten Standorte, die Quellen der nicht-originalen Überlieferung sowie der Art der Inschriften und Inschriftenträger und der Schriftformen folgt der chronologisch aufgebaute Katalog der 226 Inschriften mit erschöpfender Beschreibungen der einzelnen Texte und Einordnung, ergänzt durch Nachweise. Aufgenommen sind Bauinschriften an Kirchen und Profanbauten, Inschriften auf Ausstattungs- und Kultgegenständen, auf Wandmalereien und auf Bildern, alle Formen von Grabinschriften und Inschriften zum Totengedenken und auf Glocken. Zu den wirklich ganz oder teilweise noch vorhandenen Inschriften kommen diejenigen hinzu, die in Archivquellen und in der Literatur genannt und nachgewiesen sind. So haben die Bearbeiterinnen sehr gründlich alle relevanten Archive durchforstet und nach Hinweisen auf ehemals vorhandene Inschriften durchgesehen. Ebenso gründlich und umfassend haben sie die jeweilige Geschichte der einzelnen Inschriften, ihren Entstehungszusammenhang und vor allem ihr weiteres Schicksal ergründet. Für nicht mehr vorhandene Düsseldorfer Inschriften waren unter anderem die Sammlung Redinghoven in München, sowie die Sammlung Alfter und die *Farragines Gelenii* in Köln eine wichtige Quelle.

Die ältesten der 226 Inschriften finden oder fanden sich in Kaiserswerth (St. Georg, Pfalz, Stift und Stadt) und Gerresheim (Stift). Dazu gehören der Suitbertusschrein (1220/1230–1254), die Hostienmonstranz von St. Margaretha in Gerresheim (um 1400), Messgeräte aus Kaiserswerth, der Türsturz aus der Pfalz (1184) und frühe Memoriensteine und Grabinschriften. Es folgen zeitlich noch im Mittelalter Inschriften an oder in den Kirchen des alten Düsseldorf, St. Lambertus/St. Marien und der Kreuzherrenkirche. Vereinzelt sind schon Inschriften in den zu Düsseldorf gehörenden Kirchspielen Wittlaer, Hamm, Hubbelrath, Benrath und Himmelgeist dabei. Die Masse der aufgenommenen Inschriften stammen aus dem 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von denen ca. 60 Prozent noch vollständig oder teilweise erhalten sind. Welchen kulturgeschichtlichen Wert diese Aufnahme der Inschriften hat, zeigt z. B. die Inschrift auf der Düsseldorfer Rathausglocke von 1547 (Nr. 55), bei der außer der üblichen genauen Beschreibung auch die Geschichte dieser Glocke, Informationen zum Neubau des Rathauses, zum Glockengießer und zum weiteren Schicksal der Glocke gegeben werden. Auch das Virginal Herzog Wilhelms V., des Reichen, von 1568, das sich heute im Victoria & Albert Museum London befindet (Nr. 60), und das mit seiner Inschrift und dem Wappen des Herzogs als einzig erhaltenes Musikinstrument des Hofes angesehen werden kann, ist bemerkenswert. Wiedergegeben sind auch die Wandinschriften in der Fürstengruft in St. Lambertus und selbstverständlich hervorragend erklärt das Grabmal für Wilhelm den Reichen im Chor der Lambertuskirche (Nr. 106). Sehr ausführlich werden auch die in dem Werk von Graminäus über die Hochzeit des Jungherzogs Johann Wilhelms I. mit Jakobe von Baden 1585 (Kupferstiche von Hogenberg) und von Kamp über das Begräbnis Wilhelms des Reichen von 1629 wiedergegebenen, meist nicht mehr erhaltenen Inschriften behandelt, ebenso die Stuckdekorationen in St. Andreas (1632–1641), zu denen noch ein Schema im Anhang mitgeteilt wird (Nr. 158).

Die Inschriften werden nach dem vorgegebenen Schema genau beschrieben, bei lateinischen Texten mit Übersetzung, die Schriftform (Kapitalis, Majuskel, Fraktur usw.) sowie Schreibeigenheiten werden ausgeführt und, man kann es nicht oft genug betonen, der historische Zusammenhang, der teilweise schon den Charakter von Kurzessays annimmt. Dass alles hervorragend belegt ist, ist selbstverständlich. Den Anhang bilden Tafeln mit Marken und Zeichen, ein umfangreicher Quellen- und Literaturnachweis, sowie mehrere Register (Standorte, Personen und Ortsnamen, Künstler und Meister, Wappen und Marken, Berufe, Initien, Formeln, Texttypen, Schriftträger und Sachregister). Der Tafelteil gibt teils farbige Abbildungen der meisten der noch vorhandenen Inschriften wieder.

Köln

CLEMENS VON LOOZ-CORSWAREM

ALEXANDER BERNER: *Kreuzzug und regionale Herrschaft. Die älteren Grafen von Berg 1147–1225*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2014; 59,90 €

Seit einigen Jahren wächst die Zahl der Publikationen, die nicht mehr ausschließlich die ‚klassische‘ Kreuzzugsgeschichte in den Blick nehmen, sondern unterschiedliche Facetten der Kreuzzugsbewegung thematisieren. Dabei gerieten u. a. die Interdependenzen zwischen den (europäischen) Herkunftsregionen der Kreuzzugsteilnehmer und den (inner- wie außereuropäischen) Zielregionen sowie den Verläufen der Kreuzzüge selbst zunehmend in den Blick. Auch ALEXANDER BERNER beschäftigt sich in seiner 2013 an der Ruhr-Universität Bochum bei Nikolas Jaspert eingereichten und nun im Druck vorliegenden Dissertation mit Aspekten dieser Wechselwirkungen.

Am Beispiel mehrerer Generationen der Grafen von Berg will BERNER „die Bedeutung der Heimatregion der Kreuzfahrer für die Kreuzzüge“ sowie die „Rückwirkungen der Kreuzzüge auf die Heimatregion“ (S. 12) ergründen. Zwar lieferte die Kreuzzugsforschung bereits früh erste Hinweise auf die Bedeutung der Herkunftsregionen, die BERNER „Emergenzräume“ nennt, und zu den Rückwirkungen der Kreuzzugsbewegung auf diese Regionen, die dadurch zu „Resonanzräumen“ werden. Als eine der frühesten Studien sei stellvertretend genannt JONATHAN RILEY-SMITH: *The first Crusaders 1095–1131* (Cambridge 2002), darüber hinaus MARCUS BULL: *Knightly Piety and Lay Response to the First Crusade. The Limousin and Gascony c. 970–c. 1130* (Oxford 1993). BERNER wählt allerdings einen dediziert landes- bzw. regionalhistorischen Ansatz, was ihn von den bisherigen Arbeiten unterscheidet. So untersuchte auch BODO HECHELHAMMER die Folgen der Kreuznahme Friedrichs II., allerdings aus der Perspektive der kaiserlichen Politik (vgl. *Kreuzzug und Herrschaft unter Friedrich II.: Handlungsspielräume von Kreuzzugspolitik 1215–1230* [Ostfildern 2004]). Landeshistorische Arbeiten entstanden bislang eher im Umfeld der Kreuzzugsforschung, etwa zu den Ritterorden, vgl. z. B. DAMIEN CARRAZ: *L'ordre du Temple dans la basse vallée du Rhône (1124–1312)*.

Ordres militaires, croisades et sociétés méridionales (Lyon 2005), ELENA BELLOMO: *The Templar Order in North-West Italy (1142–c. 1330)* (Leiden 2008).

Nach einleitenden Bemerkungen zu Methode und Forschungsstand beginnt BERNER mit einer Übersicht über die Kreuzzugsteilnehmer aus dem nordwestdeutschen Raum. Dabei geht er über den eigentlichen Untersuchungszeitraum hinaus, der von der Mitte des 12. bis ersten Drittel des 13. Jahrhunderts reicht, indem auch Reisen nach Outremer seit dem 11. Jahrhundert behandelt werden. In der Folge wendet sich der Autor erstmals der Dynastie der Grafen von Berg zu, deren politisches, soziales, religiöses und wirtschaftliches Umfeld im Bergischen, aber auch Linksrheinischen detailliert und facettenreich geschildert wird. Hierbei profitiert BERNER von einem vergleichsweise guten Quellen- und Forschungsstand, den er stets kritisch hinterfragt, wo nötig ergänzt oder verwirft. In diesen zwei Kapiteln gelingt es dem Autor, die Teilnahme an Kreuzzügen als eine Familientradition der älteren Grafen von Berg nachzuweisen. Zwischen 1147 und 1218 stellte die Dynastie nicht weniger als vier Kreuzzugsteilnehmer, wobei eine weitere Kreuznahme Spekulation bleiben muss. Diese Personen begleiteten Konrad III. und Friedrich I. Barbarossa auf dem Zweiten bzw. Dritten Kreuzzug, reisten im Rahmen der Albigenserkreuzzüge ins Languedoc und mit dem Fünften Kreuzzug nach Ägypten. Mehrere Familienmitglieder ließen im Verlauf der Unternehmungen ihr Leben, was schließlich mit dem Tod Adolfs III. von Berg vor Damiette zum Aussterben der Linie im Mannesstamm führte. Bis zu diesem Zeitpunkt war den Bergern insbesondere im rechtsrheinischen Raum ein bemerkenswerter Aufstieg zu einem der dominierenden Geschlechter am Niederrhein gelungen. Ein Zeichen und Ausdruck des Einflusses der Familie war die Möglichkeit, mehrere Kölner Erzbischöfe zu stellen. Mit Bruno III. und Engelbert I. amtierten zwei Vertreter im engeren Untersuchungszeitraum. BERNER veranschaulicht eindrücklich, wie wichtig ein gutes Einvernehmen v. a. mit den Kölner Erzbischöfen für die Machtgewinnung, -erhaltung und -ausübung der Berger war, um sich gegenüber konkurrierenden Adelsgeschlechtern wie den Are oder den Grafen von Sayn behaupten zu können.

Im Folgenden spürt BERNER den spirituellen Grundlagen der Kreuzzugsbegeisterung nach. Er verortet sie insbesondere in den zahlreichen und vielschichtigen Kontakten zu den Zisterziensern, die in der Mitte des 12. Jahrhunderts noch zu den jüngeren Orden gehörten. Nicht nur die Gründung der Abtei Altenberge, auch die Nähe zur Primarabtei Morimond und enge persönliche Kontakte zu Bernhard von Clairvaux seien wenn nicht als Auslöser, so doch als stärkster begünstigender Faktor zu bezeichnen.

Das umfangreichste Kapitel geht auf die jeweiligen Kreuzzugsteilnahmen der einzelnen Familienmitglieder ein. Aufgrund der Quellenlage ist eine gleichbleibend intensive Aufarbeitung nicht möglich. Der Schwerpunkt liegt daher auf den Teilnahmen Adolfs III. von Berg an den Albigenserkreuzzügen und am Fünften Kreuzzug, die am besten in den Quellen fassbar sind. Abschließend fragt ALEXANDER BERNER noch einmal dezidiert, was über den Tod Adolfs III. hinaus von den Kreuzzügen im Einflussbereich der Grafen von Berg geblieben sei. Etwas überrascht stellt er fest, dass die nachfolgenden Geschlechter weder an die Traditionen anknüpfen, noch sie in die

familiäre Memoria integrierten. So bleibt das Aussterben der älteren Grafen von Berg mit dem Tod Adolfs III. im Jahr 1218 vor Damiette das mit Abstand folgenreichste Ereignis der Kreuzzüge, dem eine gewisse Tragik nicht abgesprochen werden kann.

In allen Abschnitten der Studie argumentiert der Autor stets vorsichtig und warnt vor voreiligen Schlüssen, was dazu führt, dass u. a. einige angebliche Kreuznahmen negiert werden. Die Arbeit ist durchweg gut lesbar und basiert auf einer soliden Kenntnis der Quellen- und Forschungslage. Dies zeigt sich z. B. eindrucksvoll in der Analyse der Zeugen, die eine Schenkung Adolfs III. von Berg an den Deutschen Orden bestätigten. Es gelingt ihm durch akribische Detailarbeit, die ältere Forschung zu widerlegen, die in den Zeugen durchweg bergische Ministerialen vermutete. Stattdessen weist der Autor nach, dass der Graf von Berg, der auf dem Fünften Kreuzzug zeitweise eine Führungsrolle einnahm, kurkölnische und saynische Dienstmannen in seinem Gefolge aufweisen konnte. BERNER veranschaulicht auf diese Weise eindrucksvoll das hohe Ansehen und die dominante Position des Grafen sowohl in der Heimatregion als auch während des Kreuzzugs, auch wenn Details wie die Aussage, dass einige die Schenkung betreffende Urkunden beim Einsturz des Kölner Stadtarchivs 2009 verloren gegangen seien (S. 261), so nicht aufrecht zu halten ist. Dies gilt auch für die Vermutung, Adolf III. habe mit seiner Schenkung einen Präzedenzfall für die Übertragung von Reichsgut an den Deutschen Orden geschaffen. Der Ritterorden besaß seit spätestens 1214 das Recht, Reichsgut zu erhalten (vgl. *Tabulae Ordinis Theutonici ex tabularii regii Berolinensis codice potissimum*, hrsg. von ERNST STREHLKE [Berlin 1869] Nr. 253).

Lediglich die Konzeption offenbart kleinere Unstimmigkeiten: So steht das Kapitel 2 zu den Kreuzzugsteilnehmern aus dem Nordwesten des Reichs etwas isoliert. Die Auflistung der Kreuzzugsteilnehmer wird in den folgenden Kapiteln nur sporadisch aufgegriffen und bleibt somit weitgehend ohne Folgen für den weiteren Fortgang der Untersuchung. Dagegen werden andere Aspekte, wie z. B. die Eroberung der Festung Kaiserswerth durch Adolf III. von Berg im Vorfeld seiner Kreuznahme mehrfach wiederholt. Diese Redundanzen liegen im Aufbau der Arbeit begründet und lassen sich nicht immer vermeiden. Der Autor arbeitet heraus, dass unterschiedlichste Motive die Grafen von Berg dazu bewogen, sich einem Kreuzzug anzuschließen. Dazu gehörten spirituelle Beweggründe ebenso wie politische, z. B. eine Bußleistung für die Parteinahme zugunsten des Welfen Otto IV. im Thronstreit, die als Auslöser für die Teilnahme an den Albigenserkreuzzügen gesehen wird. Die Vorbildfunktion der Vorfahren, die BERNER anhand von urkundlichen Belegen herausarbeiten kann, verdeutlicht darüber hinaus ein ganz persönliches *Movens* einzelner Kreuznahmen. Vor diesem Hintergrund erscheint die Bedeutung der Zisterzienser für die Kreuznahmen im Vergleich zu anderen Motiven zu prononciert, da z. B. die Förderung der Ritterorden, v. a. der Johanniter, hätte tiefer hinterfragt werden können. Insgesamt gelingt ALEXANDER BERNER eine durchgehend gelungene Verknüpfung von Landes- und Kreuzzugsgeschichte, die zu einer Fülle von neuen Erkenntnissen oder zur Revision bzw. Ergänzung des bisherigen Forschungs-

standes führt. Es bleibt zu wünschen, dass sein methodischer Ansatz Nachahmer findet und zu intensiverer Beschäftigung mit der Landes- und Kreuzzugsge-
schichte anregt.

Frechen

THOMAS KRÄMER

GUIDO VON BÜREN/SUSANNE RICHTER/MARCELL PERSE (Hrsg.): *Gottesschau & Gottesliebe. Die Mystikerin Christina von Stommeln 1242–1312. Katalog zur Ausstellung im Museum Zitadelle Jülich. Regensburg: Schnell & Steiner 2012, 432 S.; 32,95 €*

Sie ist eine gleichermaßen interessante wie schwierige Selige: die Begine und Mystikerin Christina von Stommeln. Nie erlangte ihre Verehrung überregionale Bedeutung und mündete doch bald schon in die Gründung eines Stiftes und in den Versuch, Christina als „Jülicher Territorialheilige“ (S. 15, 303) zu etablieren, während sie heute „in relativer Bedeutungslosigkeit“ (S. 15) versunken ist. Wen wundert es, dass ihre Vita, die vom Empfang der Stigmata und verstörenden Visionen berichtet, „schon zu Lebzeiten nachvollziehbar Ablehnung und Anziehung gleichermaßen hervorrief“ (S. 11–12)? Die Überlieferungslage für diese Selige ist jedenfalls vergleichsweise gut: Neben Reliquien und weiteren Objekten im Schrein ist dem *Codex Iuliacensis* die „einzige erhaltene handschriftliche Quelle“ (S. 193) auf uns gekommen, die bereits in den Jahrzehnten nach Christinas Tod entstand und authentisches Material wie etwa den Briefwechsel mit dem schwedischen Dominikaner Petrus von Dacien enthält.

Was lag also näher als zum 700. Todestag Christinas in Jülich, dem Hauptort ihrer Verehrung, eine Ausstellung zu initiieren und gleichzeitig in einem Forschungsprojekt die zeitgenössischen Quellen zu dieser Seligen umfassend auszuwerten, sie aber auch und zusammen mit Christinas Biographie in die Lebens- und Glaubenswelt der Zeit einzuordnen sowie „das Bild der Person Christinas [...] möglichst breit zu klären“ (S. 16)? Das Ergebnis ist der hier zu besprechende Band, an dem es lediglich die Bezeichnung „Katalog“ zu kritisieren gibt: Damit stapeln die Herausgeber eindeutig zu tief, denn was sich da zwischen zwei Buchdeckeln findet, ist mehr ein umfassendes Christina von Stommeln-Handbuch als ein Ausstellungskatalog. Beteiligt waren 20 Autoren aus unterschiedlichen Fachrichtungen – also ein interdisziplinärer Ansatz, der im Ergebnis reiche Früchte trägt. Dabei bestand keine Scheu, unter forensisch-naturwissenschaftlichen Methoden auch die Reliquien der Seligen zu untersuchen. Sie sind bei allem Respekt vor der Verehrung eben auch Quelle. Vorbild für insbesondere die Untersuchungen an den Gebeinen war ein vergleichbares Projekt, bei dem es um die Erforschung der Inhalte des Kölner Severinschreins ging. Beide Beispiele machen deutlich, welche faszinierenden Ergebnisse interdisziplinäre Untersuchungen von Reliquien und Schreinsinhalten erbringen können, zumal wenn sie nicht bei der vor-

wiegend kunstgeschichtlich ausgerichteten Betrachtung der Reliquienbehälter selbst stehen bleiben.

Den Auftakt des ersten Teils (Aufsätze) bilden einige Beiträge, die Biographie und Glaubenswelt Christinas in den zeitgenössischen Kontext stellen und plausibel machen wollen. CHRISTOPH FISCHER umreißt die mittelalterlichen Jenseitsvorstellungen, wodurch der Rahmen gespannt wird, in den sich die mystischen Erlebnisse Christinas einordnen lassen. Ausführlich befasst sich sodann SUSANNE RICHTER mit der Biographie der Seligen, wobei man ernüchternd feststellen muss, dass die Informationen des *Codex Juliancensis* 1288 abbrechen; „wie sie die folgenden 24 Jahre ihres Lebens verbracht hat, wissen wir nicht“ (S. 46), eine Lücke, welche die forensischen Untersuchungen aber immerhin ansatzweise zu schließen vermögen. Interessant ist die Rekonstruktion des sozialen Netzwerks Christinas, anhand dessen die Autorin sogar eine plausible These aufstellen kann, wie das Jülicher Grafenhaus dazu kam, die Stommelner Begine zur Territorialheiligen aufzubauen. Die nächsten drei Beiträge befassen sich mit dem Umfeld der Seligen: Dabei geht der Blick von MARGIT GERHARDS konsequenterweise auf die Biographie des von der schwedischen Insel Gotland stammenden Freund und Korrespondenzpartner Christinas, Petrus von Dacien. Dass dabei auf die in Deutschland bislang nicht rezipierte schwedische Forschung zurückgegriffen wird, kann man nur als Gewinn verbuchen. Methodisch interessant ist auch der Beitrag von JACEK GRUBBA, der ausgehend vom allgemeinen historischen Hintergrund unter Heranziehung der Quellen zu Christina von Stommeln auf deren Lebensumstände zu schließen versucht. Steht hier schon die Stadt Köln im Mittelpunkt, vertieft HENDRYK ANZULEWICZ dies mit seinem Blick auf das Geistesleben Kölns, den er mit „im Wirkungskreis des Albertus Magnus“ überschreibt – und das völlig zu Recht, war Albert doch nicht nur die überragende Gestalt in der Kölner Geistesgeschichte des 13. Jahrhunderts, sondern es bestand zudem eine große örtliche wie inhaltliche Nähe zwischen dem hl. Albert und der sel. Christina: Petrus von Dacien gehörte dem selben Konvent wie Albert an, und überhaupt „hatten die Beginen [...] in der nahen Umgebung der Dominikanerkirche ihre zahlreichen Häuser“; in einem von ihnen lebte Christina zeitweise, besuchte „von hier aus die Dominikanerkirche [...] und [hatte] hier ihre Beichtväter [...], die von dieser Zeit an ihre Seelenführer wurden“ (S. 96). Leider fallen in diesem Zusammenhang kleinere Unebenheiten auf, die aber auf gar keinen Fall dem Autor dieses Beitrags angelastet werden können, sondern eher redaktioneller Natur sind. So schreibt ANZULEWICZ, dass Christina in dem Beginenkonvent „Ver Sele“ „drei oder vier Jahre vermutlich lebte“ (S. 96), während es sich nach RICHTER „nicht ganz genau sagen“ lässt, in welchem Konvent sie Aufnahme fand, jedenfalls „nicht zwingend [...] [in dem] in der Literatur bisher häufig genannte[n] Konvent Ver Sele“ (S. 39). Auch die beiden Kurztitel „Böhringer 2006“ und „Böhringer 2009“, aus denen S. 102 zitiert wird, sind im Literaturverzeichnis nicht aufgelöst (LETHA BÖHRINGER: Kölner Beginen im Spätmittelalter. Leben zwischen Kloster und Welt, in: Geschichte in Köln 53, 2006, S. 7–34; dies.: Geistliche Gemeinschaften für Frauen im mittelalterlichen Köln [Köln 2009]).

Es folgen zwei gewichtige Beiträge von PETER NIEVELER und PETER DINZELBACHER, die sich mit den Problemen der Mystik und der von Christina empfangenen Stigmata beschäftigen, also mit jenen Aspekten, die es schon manchen Zeitgenossen schwer machte, einen inneren Zugang zu der Seligen zu gewinnen. NIEVELER möchte verdeutlichen, dass Christina mit ihren mystischen Gotteserfahrungen keineswegs eine Einzelerscheinung ist, und zeigt daher vergleichend auf, „wie sehr mystische Phänomene zu allen Zeiten dem Leben des Einzelnen und der Gesellschaft neue und andere Perspektiven und Richtungen zu geben vermochten“ (S. 104). Zu diesem Zweck unternimmt NIEVELER einen Tour d’horizon vom hl. Paulus bis Martin Luther und ordnet Christina von Stommeln „in [...] [die] Erfahrungswelt der Mystik“ (S. 120) ein. Mit DINZELBACHER äußert sich ein aufgrund seiner Forschungen ausgewiesener Kenner mittelalterlicher Mystik zu dem Problem. Er wehrt sich dagegen, die erhaltenen zeitgenössischen Quellen vorschnell zu relativieren, sondern möchte von ihrer Korrektheit ausgehen, insofern sie jedenfalls „das wiedergeben, was die Menschen damals im 13. Jahrhundert so erlebten und gemäß ihrer Mentalität interpretierten“ (S. 136–137). Das ermöglicht Erklärungen unter Anwendung tiefenpsychologischer Ansätze. So werden eine „Aktivierung einer kindlichen Missbrauchserfahrung“ (S. 148) ebenso für möglich gehalten wie Phasen schwerer Depression. Dass Christina nach dem Eintritt der Menopause keine übersinnlichen Phänomene mehr erlebte, könnte auf hormonelle Schwankungen als Ursache hindeuten. Auch wenn DINZELBACHER einräumen muss, dass eine solche Schlussfolgerung Hypothese bleiben muss, wird man insgesamt doch bei Christina von Stommeln „einen Zusammenhang zwischen Krankheit und religiösem Erleben [...] von allem Mystikerinnen des 13. Jahrhunderts am wenigsten leugnen können“ (S. 150). Auch hier eine kleine Korrektur: In Stommeln war zwar St. Cäcilien begütert, doch handelte es sich im 13./14. Jahrhundert keineswegs um ein Dominikanerinnenkloster, sondern um ein Damenstift.

In den nächsten Beiträgen kommen die Naturwissenschaftler zu Wort. Mit ihren medizinhistorischen Anmerkungen stehen CLARA WURM und DANIEL SCHÄFER in gewissem Gegensatz zu den Ausführungen DINZELBACHERS, wollen sie doch „die geschilderten Leiden und Visionen als literarische Konstrukte der zeitgenössischen Biographen, eventuell auch Christinas selbst“ (S. 156) verstanden wissen. Indessen kann man nur begrüßen, dass die Herausgeber beiden Ansätzen Raum eingeräumt haben. Schlichtweg faszinierend sind für den Geisteswissenschaftler sodann die Ergebnisse der Untersuchungen der Kölner Gerichtsmediziner KARL-HEINZ SCHIWY-BOCHAT und MARKUS A. ROTHSCILD, die an den Reliquien der Seligen vorgenommen wurden. Auf diese Weise lassen sich Größe, Gestalt, Ernährungslage und (körperliche) Krankheiten Christinas rekonstruieren, ja sogar das Aussehen ihres Gesichtes konnte rekonstruiert und in eine Skulptur umgesetzt werden.

Es folgt die vorbildliche, weil gründliche kodikologische Analyse der wichtigsten Quelle zu Christina von Stommeln, des *Codex Iuliacensis*, erstellt von HARALD HORST. Schließlich stellen die von BÖRRIES BRAKEBUSCH, HELGA GIERSIEPEN, DORIS OLTROGGE, MONICA PAREDIS VROON und STEFANIE SEEBERG verfassten Beiträge die detaillierten

Untersuchungen der Objekte im Schrein vor: ein im ausgehenden 13. oder beginnenden 14. Jahrhundert entstandenes, außergewöhnliches Andachtsdiptychon, textile Beigaben und bestickte Handschuhe, die als redende Reliquiare zur Aufbewahrung von fragmentarisch erhaltenen Lederhandschuhen Christinas dienten. So interessant diese Objekte auch sind, so ernüchternd ist zugleich das Ergebnis der von HELGA GIERSIEN vorgenommenen Analyse der 22 Positionen von Reliquien des Diptychons: Trotz sorgfältigster Arbeit lassen sich über die genaue Herkunft der Reliquien (und damit auch wie Christina in den Besitz des Diptychons gelangte) nur ungefähre Aussagen treffen – wie leider allzu oft in vergleichbaren Fällen. – Abgerundet und ergänzt werden die Beiträge durch einen Überblick von GUIDO VON BÜREN über die Geschichte des am Geburts- und Sterbeort Christinas in Stommeln 1327 entstanden Stiftes, das 1342 nach Nideggen und 1569 nach Jülich verlegt wurde. Mit dem Stift „wanderten“ auch die Reliquien Christinas, weshalb sie sich bis heute in Jülich befinden.

Der vorgenannte Aufsatzteil bildet nicht nur den gewichtigsten, sondern mit an die 300 Seiten auch umfangreichsten ersten Teil der vorzustellenden Publikation. Daher mag es erlaubt sein, auf den zweiten (Katalog) und dritten Teil (Anhang) nur kurz einzugehen. Der Katalog bietet Beschreibungen zu den 22 Katalognummern, die sich mit der (Verehrungs-)Geschichte der seligen Christina und dem Alltagsleben im mittelalterlichen Jülich beschäftigen. Alle Objekte sind mit einer Abbildung vertreten, so dass der Katalog seinen Wert über das Ende der Ausstellung behält. Der Anhang enthält neben Indizes und Bibliographie nützliche Materialien zum Thema: Auszüge aus den Briefen zwischen Christina und Petrus von Dacien, eine Konkordanz der Briefe im *Codex Iuliacensis* mit vorliegenden Editionen und Übersetzungen sowie eine ausführliche Zeittafel zu Leben und Nachleben der Seligen.

„Einer abschließenden Bewertung entzieht sich Christina“ (S. 21) nach Meinung der Herausgeber, weshalb sie durchaus unterschiedliche Sichtweisen „unverbunden nebeneinander stehen lassen“ (ebd). Gleichwohl stellen die eindrucksvollen interdisziplinären Untersuchungen und Studien zu Person und Verehrung der seligen Christina reichhaltiges Material zu der Begine aus Stommeln zur Verfügung. Zudem ermöglichen sie beispielhaft tiefe Einblicke in Lebens- und Glaubenswelten des Mittelalters. Und nicht zuletzt soll auf die ganz handfesten Ergebnisse des Forschungsprojektes zusammenfassend hingewiesen werden: die Digitalisierung des nunmehr im Internet frei zugänglichen *Codex Iuliacensis* (<http://digital.ub.uni-duesseldorf.de/man/content/titleinfo/4003953>), die genannte Rekonstruktion von Christinas Kopf sowie die Restaurierung der Objekte im Schrein.

Köln

JOACHIM OEPEN

OLAF RICHTER: *Niederrheinische Lebenswelten in der Frühen Neuzeit. Petrus Simonius Ritz (1562–1622) und seine Familie zwischen Bürgertum und Adel* (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein. Neue Folge Band 3). Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2015, 752 S. mit zahlr. Abb. u. Tafeln; 80,00 €

Diesem ungewöhnlich umfangreichen und weitausgreifenden Werk liegt ursprünglich eine Düsseldorfer Dissertation vom Jahr 2000 zu Grunde, die vom Verfasser in den folgenden Jahren inhaltlich sehr ergänzt wurde. Ausgangspunkt seiner Betrachtungen ist eine eigenhändige, in lateinischer Sprache 1604 verfasste Autobiographie des jülich-schen Rates P. S. Ritz, die im Stadtarchiv Mönchengladbach aufbewahrt wird. Dieses Mitglied des jülich-klevisch-bergischen Rätekollegiums war bisher der historischen Forschung durchaus bekannt, es mangelte aber an genaueren Informationen über sein Leben und seine Aktivitäten, und insofern schließt das jetzt vorliegende Buch eine schon öfters als schmerzlich empfundene Lücke. RICHTER hat seine Erkenntnisse aus 18 Archiven zusammengetragen, darunter das Archiv der Vereinigten Herzogtümer (jetzt im Landesarchiv NRW, Abteilung Rheinland) und das Familienarchiv der Nachkommen des Ritz. Dabei kam ihm sein Beruf als Archivar zugute, hatte er doch so einfacheren Zugang zu diesen Quellenbeständen. Das Buch über die „Niederrheinischen Lebenswelten“ ist vor allem wegen seiner Quellendichte zu loben, von der insgesamt 2.506 (!) Anmerkungen Kunde geben. Vielfach werden die Quellen auch in längeren Passagen in der zeitgenössischen Graphie zitiert, was den Forschenden angenehm berührt, für „Laien“-Leser oder -Leserinnen aber eher hinderlich sein dürfte.

Ein besonderes Merkmal der Untersuchung RICHTERS ist das weite Ausgreifen in die Lebensschicksale der Vorfahren seines Helden, die bis in die Jahre um 1400 und z. T. noch früher zurückverfolgt werden. Die jeweiligen Abstammungslinien sind übrigens in vier Stammtafeln aufgelistet, die dem Buch in einer besonderen Tasche beiliegen. Hauptschauplätze des Geschehens sind die Städte Geilenkirchen, Jülich und Kaster (hier wurde Ritz geboren) und weiterhin im Raum Kaster gelegene Burgen und Höfe (Haus Laach und Gut Etgendorf). Soweit möglich, wird der soziale Status der Vorfahren untersucht, ihr Lebensraum, ihre Eheschließungen, ihr Einkommen, fromme Stiftungen und anderes mehr. So war der Vater des Petrus Simonius Ritz wohlhabender Textilkaufmann, ließ sich in der jülich-schen Stadt Kaster nieder und wurde dort auch Bürgermeister. Schon früh sorgte er sich um eine Schulbildung für seinen Sohn, zunächst in einem in der Nähe gelegenen Kloster, später in Düsseldorf und auf der Kölner Universität (1579). Der junge Mann studierte sogar in Frankreich (Universitäten Bourges und Orléans) und absolvierte dann eine Art Praktikum in Straßburg. Schließlich kam er durch Protektion an das Haupt- und Kriminalgericht in Jülich; hier am Ort sollte er etliche Jahre leben und eine wichtige Persönlichkeit in der Rechtsprechung dieses Gerichtshofes und im Leben der Stadt werden. In Jülich lebte er zunächst, wohl seit 1585, im Hause seines Verwandten, des Jülicher Generalanwalts Heinrich Codonaeus. Dessen Ehefrau war seine „Base“. Als Anwalt konnte Ritz schon bald ein einträgliches

Auskommen finden. 1586 heiratete dann Ritz in Jülich Johanna Sengel, die Tochter eines lokalen Vertreters der „high society“.

RICHTER verfolgt nun auf der Basis ergiebiger Quellen die Lebenshaltung des Ehepaars Ritz, bis hin zum Weinkonsum. 1588 erwarben sie ein repräsentatives Innenstadthaus. Selbstverständlich geht der Verfasser auch den sieben Kindern des Ehepaars nach, von denen allerdings drei bereits früh verstarben. In den nachfolgenden Jahren galt das besondere Interesse des Petrus Simonius Ritz dem Hof Etgendorf (nahe Kaster). Die Besitzverhältnisse dieses Gutes waren außerordentlich zersplittert, Ritz gelang es aber mit zäher Ausdauer, nach und nach den ganzen Hof an sich zu bringen (endgültig 1609), den er im Stil der Adelsgüter umbauen ließ und wo er später seinen dauernden Wohnsitz nehmen sollte. Der Ehrgeiz des Juristen Ritz war mit seiner Tätigkeit am Jülicher Hauptgericht nicht zufriedengestellt. 1593 wurde er Rat des Kurfürsten von Trier, den er in dessen Streitigkeiten mit dem Grafen von Manderscheid unterstützte. Außerdem konnte er sich so um die vor den Toren Jülichs liegende Trierische Enklave Güsten-Welldorf (ursprünglich der Abtei Prüm zugehörend) kümmern. Bald wurde er auch Syndikus der jülichischen Ritterschaft. In dieser Eigenschaft war er 1595 an dem Verfahren gegen die wegen angeblichen Ehebruchs angeklagte Jülicher Herzogin Jakobe von Baden beteiligt. RICHTER zitiert einen Bericht eines pfalz-neuburgischen Vertreters in Düsseldorf, nach der Herzogin Jakobe in einer Geheimsitzung des Jülicher Haupt- und Kriminalgerichts auf Schloss Hambach zu Tode verurteilt worden sei. Ritz war bei dieser Sitzung als Schöffe (dies seit 1590 [S. 489]) anwesend, ebenso in der Nacht ihres Todes im Düsseldorfer Schloss (3. September 1597) und hat der Obduktion beigewohnt. Zeitgleich kam es zu finanziellen Vereinbarungen zwischen den Düsseldorfer Räten und Ritz. Dieser erwähnt übrigens den Tod der Jakobe in seinen Lebenserinnerungen nicht. RICHTER schreibt in diesem Zusammenhang etwas übersichtlich: „Aus alledem einen Verdacht gegen Simonius zu entwickeln, wäre sicher unlauter“ (S. 485, Anm.). 1595 erhielt Ritz, nachdem er das Amt des Syndikus der Jülicher Ritterschaft niedergelegt hatte, die Stellung eines Rates bei der Düsseldorfer Regierung. Diese Aufgabe erforderte von ihm öfters Dienstreisen, etwa nach Brüssel, Den Haag oder an den Kaiserhof.

1598 starb die Ehefrau des Simonis Petrus Ritz, sie wurde in der Jülicher Stiftskirche „nächst dem St. Christina-Altar“ bestattet. Sehr bald danach heiratete er Christina von Lövenich, die aus einer angesehenen und wohlhabenden Aldenhovener Familie stammte. 1602 ließ Ritz in der Jülicher Stiftskirche einen prächtigen dreiflügeligen Altar aufstellen, dessen Außenflügel ihn mit seinen Ehefrauen und den überlebenden Kindern zeigen. 1604 endlich gelang es dem Jülicher Rat, vom Kaiser die Nobilitierung zu erreichen (S. 560). Sein Wunsch, als Mitglied der Jülicher Ritterschaft anerkannt zu werden – dazu hatte er den Hof Etgendorf erworben und ausgebaut sowie ein alt-adeliges Gut (Niederrembt) an sich gebracht – scheiterte und gelang auch seinen Nachkommen nicht. Erst nach über 100 Jahren und etlichen Generationen wurde etwa 1764 (S. 613) ein Nachkomme als Mitglied des eingesessenen Adels anerkannt. Sehr ausführlich wird vom Verfasser auch diese Nachkommenschaft geschildert. 1622 starb

Ritz in Aldenhoven im Elternhaus seiner zweiten Frau. In seinen beiden Testamenten von 1608 und 1622 werden auch Bücher genannt (S. 588f.), worauf RICHTER nicht eingeht. Hier würde man gern wissen, ob die Akten genauere Angaben über solche Bücher, sicherlich vorwiegend juristische Literatur, enthalten, oder ob man sich mit der summarischen Bezeichnung „Bücher“ zufrieden geben muss. Wie schon eingangs gesagt, handelt es sich bei diesem Buch um einen Querschnitt durch die Geschichte des Jülicher Landes vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, festgemacht am Lebensentwurf zahlreicher bürgerlicher Familien (ca. 100 Personen, [S. 23]). Einem Mitglied dieser Familien wurde dann der Aufstieg in den Adel zuteil. In dem mehr als reichhaltigen Material, das Richter ausbreitet, wird auch der Fachmann noch manches Neue entdecken können. Andererseits ist man fast geneigt zu sagen, dass es ein Zuviel des Guten ist. Allein die Geschichte der Vorfahren des Simonius Petrus Ritz umfasst mehr als 250 Druckseiten. Das Buch wird übrigens durch ein 50-seitiges Register erschlossen und lässt insofern keine Wünsche offen. Was allerdings fehlt, ist die zusammenhängende Wiedergabe des kompletten Textes der Ritz'schen Autobiographie. Sie wird zwar – wohl Satz für Satz – in einzelnen Textabschnitten in Übersetzung zitiert, aber man würde sie gern auch einmal in toto lesen mögen. Eine tabellarische Übersicht über die verschiedenen Lebensstationen des Haupthelden dieses Buches wäre nützlich gewesen, obwohl der Autor Wert auf die Feststellung legt, seine Arbeit sei nicht einer traditionellen biographischen Perspektive verpflichtet (S. 22). Als Gesamturteil wird man formulieren dürfen: Ein hervorragendes, beeindruckendes Werk, das entgegen manchen „Schnellschüssen“ der heutigen Zeit dieses Jahrhundert überdauern wird.

Köln

GÜNTER BERS

KARIN FEUERSTEIN-PRASSER: 800 Jahre Leidenschaft. Die Geschichte der Alexianer von den Anfängen bis zur Gegenwart, hrsg. von der Ordensgemeinschaft der Alexianerbrüder/Stiftung der Alexianerbrüder. Münster: Selbstverlag der Alexianer 2015, 210 S. mit 188 Abb.; 14,40 €

Dieser anspruchsvolle Titel von einer durch historische (Frauen-)Biographien ausgewiesenen Verfasserin erzählt dem Leser die lange Geschichte einer vielleicht noch im Rheinland, aber wohl nicht mehr allgemein bekannten männlichen Ordensgemeinschaft. Dies unterstreicht im Vorwort der Provinzial der deutschen Provinz der Alexianer-Brüder, Bruder BENEDIKT M. ENDE CFA, dass sowohl „die Geschichte unserer Ordensvorfahren und das Entstehen einer weltweiten Kongregation als auch die Geschichte der Provinzen Aachen und Neuss und die Entwicklung der Einrichtungen von den Anfängen zur Gegenwart nachzulesen“ sind. Das aktuelle Profil der Alexianer umschreibt er wie folgt: „Aufgrund unseres kirchlichen Auftrages beraten, begleiten und behandeln wir hilfsbedürftige Menschen. Mit unserer gemeinsamen Erfahrung und der aus der Geschichte resultierenden Innovationskraft ist es uns gelungen, bestmögliche Angebote

im Gesundheitsdienst zu entwickeln. Ziel unseres Handelns ist es, die Lebensqualität vieler Menschen zu verbessern“ (S. 6).

So ist das gut gegliederte, mit einem roten Lesebändchen ausgestattete und durch ein Orts-, Personen- und Sachregister gut erschlossene Werk in die beiden Teile „Geschichte“ (S. 16–136) und „Alexianer heute“ (S. 143–183) gegliedert und umfasst insgesamt 13 Kapitel, von denen zehn der Geschichte „vom späten Mittelalter“ bis zur „wechselvollen Nachkriegszeit“ gewidmet sind. Unten auf den Seiten finden sich durchgängig von den möglichen Geburtsjahren Jesu (7/4 vor Christi Geburt) bis zum Jahre 2014 (u. a. Betriebseinstellung in Neuss, S. 189) auf einer Datenleiste die relevanten Jahreszahlen aufgeführt; die besonderen, wie der „Regelvater Augustinus“ († 430), sind sogar in rot gekennzeichnet; jedoch sind Text und Datenzeile nicht immer synkron (z. B. erster Namensbeleg der Alexianer Text S. 32, auf der Datenleiste S. 38). Auch finden sich auf den breiten Rändern der Seiten durchgängig Begriffs- und Personen-Erläuterungen, angefangen von den „Beginen/Begarden“ über „Alexius von Edessa“ († 417 in Rom) und „Martin Luther“ († 1546) bis zu Begriffen wie „Forensik“ und „Poliklinik“. Zudem ist das Buch mit 188 Abbildungen durchgängig und gut bebildert.

Das erste Kapitel über „die Wurzeln der Alexianer im späten Mittelalter“ beginnt die Verfasserin mit einem (zu) kurzen Bezug zu den Anfängen der Kreuzzugsbewegung und der (daraus für sie) resultierenden „Frauenbewegung“ („fromme Frauenpower“) der Beginen in den Niederlanden, ohne jedoch die letzte dort im Jahre 2013 verstorbene Repräsentantin der „alten“ Beginen († 15.4.2013 Marcella Pattyn) zu erwähnen. Ausführlicher wird bei den direkten „Vorläufern“ der Alexianer, den „Brotbegarden“, das „Betteln um Christi Willen“ in den mittelalterlichen Städten und in den Krisenzeiten der Pest und Inquisition aufgearbeitet bis hin zur Übernahme der Augustinus-Regel (1468) und zur erstmaligen urkundlichen Erwähnung der Bezeichnung „Alexianer“ (um 1480). In der Folgezeit stellten sich die Alexianer einerseits den besonderen Herausforderungen wie den „Irrenhäusern“ und „Bestattungen“ und andererseits etablierten sie sich bei „nachlassender Spiritualität“, so dass sie z. B. in Köln und Aachen mehrere Häuser besaßen, „in die sie gegen Bezahlung zahlreiche Patienten mit körperlichen und psychischen Problemen aufnahmen“ (S. 50).

Wegen ihres besonderen gesellschaftlichen Dienstes gehörten die Alexianer zu den wenigen Ordensgemeinschaften, welche im Gefolge der Aufklärung und der Französischen Revolution mit ihren Auswirkungen auf das Rheinland („Franzosenzeit“) die „Klostersäkularisation“ überlebten und in den „Ordensfrühling“ des 19. Jahrhunderts hinüberstarteten (viertes Kapitel). Zu den daraus auch erwachsenen Aussendungen von Brüdern aus Aachen in die USA, die dort schon bald eine Kongregation päpstlichen Rechtes entwickelten, gibt das fünfte Kapitel einen guten Überblick. In der Epoche des „Ordensfrühlings des 19. Jahrhunderts“ war der „Kulturkampf“ (Kapitel 6) zwar eine Krisenphase, in der der Theologieprofessor Paul Hinschius († 1898) den Alexianer-Orden als Beispiel für kirchlich rückständig darstellte, obwohl die Alexianer im Deutsch-Französischen Krieg 1870/1871 gute Lazarett-Dienste geleistet hatten. Dank des Einsatzes des Kaiserin Augusta, von der ein Bild wünschenswert gewesen wäre,

konnten auch die Alexianer als „Krankenpflege-Orden“ den Kulturkampf fortwirkend überstehen. Danach setzten einerseits der Ausbau von Filialen (Münster, Ensen) ein und andererseits neue Herausforderungen durch „Alkoholismus“ und „Drogenmissbrauch“ (siebtes Kapitel). Auch der Erste Weltkrieg (1914–1918) prägte die Alexianer mit u. a. 86 Brüdern an der Front, 13 toten Soldaten und 36 Brüdern, die geistesranke Soldaten pflegten (S. 107). In der Weimarer Republik (Kapitel 8) konsolidierten sich die Alexianer von einer neuen „Krankenpflege-Schule“ in Neuss bis hin zu zeitweiligen Niederlassungen in Barmen-Rittershaus und Bayern. In der Epoche des Nationalsozialismus (Kapitel 9) führten die staatlich gesteuerten „Sittlichkeitsprozesse“, die auf S. 121 zu pauschal behandelt werden, zu ihrem von den Nationalsozialisten angestrebten Ziel, das „bis dahin makellose Ansehen der Alexianer spürbar zu beschädigen“, so dass die Mitgliederzahl sich erstmals reduzierte. Gesteigert wurden die Eingriffe des nationalsozialistischen Staates in die Pflegearbeit durch das „Euthanasie-Programm“, die geheime „T 4“-Aktion und die Abtransporte „in den Tod“, wie beispielsweise am 11. Juni 1943 135 behinderte Männer aus dem Heim in Krefeld. Auch hier ist die Darstellung sachlich und kurz sowie ausgewogen (Protestpredigten von Bischof Clemens August Graf von Galen), aber es gibt keine Hinweise, wo nach Einzelschicksalen gesucht werden kann. Unter dem Titel der „wechsellvollen Nachkriegszeit“ werden im letzten historischen Kapitel (10) sowohl die Auswirkungen der Kriegsschäden (1956 in Mönchengladbach geschlossen) und der deutschen Teilung (St. Josephs-Krankenhaus Berlin-Weißensee) als auch das „Aggiornamento“ und der Wandel von der „Anstalt zum psychiatrischen Fachkrankenhaus“ kurz beschrieben.

Unter der „Fortsetzung der Tradition in der Gegenwart“ im zweiten Teil werden sowohl die Alexianer-GmbH und die Häuser in neun Regionen (von Aachen bis Sachsen-Anhalt) vorgestellt, wobei der Exkurs über das Neusser Haus bzw. die St. Josef-Provinz zu schwach ausgefallen ist, als auch die „Alexianer weltweit“, d. h. in Belgien, England/Irland, Philippinen, Ungarn und USA. Das Schlusskapitel unter dem Motto „gut aufgestellt in die Zukunft“ beschreibt die Entwicklung der Alexianer-GmbH“ zur Alexianer-Stiftung (31. Januar 2013) und schließt mit dem Gruppenbild der letzten deutschen Alexianer-Brüder und der Stiftungsurkunde.

Insgesamt ist dieses „weiße Buch“ ein guter Versuch, die 800 Jahre bewegte Geschichte der Alexianer-Brüder in „leidenschaftlich christlichen Engagements für die Kranken“ aus der „verstaubten Ecke der traditionellen Ordensgeschichte“ im 21. Jahrhundert lesbar und anschaulich zu präsentieren.

Verein der Freunde und Förderer des Michaelsberges e. V. (Hrsg.): Zwischen Tradition und Wohlleben. Die Siegburger Benediktiner Abtei St. Michael vom Hochmittelalter bis zur Aufklärung (Beiträge der Tagung am 12.–13. September 2014. Siegburger Studien, Neue Folge, Bd. 2). Siegburg: Rheinlandia-Verlag 2016, 176 S.; 20,00 €

Der nicht nur sehr handliche und mit zwei Lesebändchen ausgestattete Tagungsband vom 950-jährigen Gründungsjubiläum der (seit 2012 ohne Benediktiner bestehenden) Abtei Siegburg ist überwiegend farbig und reich bebildert (bis hin zu den Autorenporträts im Anhang) und bietet neben drei Grußworten insgesamt neun fundierte und kompakte Beiträge (mit nachgestellten Anmerkungen) von ausgewiesenen Fachleuten. Das erste Grußwort stammt vom Direktor des Katholisch-Sozialen Instituts des Erzbistums Köln, Prof. Dr. RALPH BERGOLD, das ab 2017 auf dem Michaelsberg arbeiten wird. Er geht darin von der „Gegenwartsschrumpfung“ aus und will die „die Erinnerung an die Abtei und das Leben und Wirken der Benediktiner bewahren“. Der Bürgermeister und Vorsitzende des Altertums- und Geschichtsvereins Siegburg, FRANZ HUHN, begrüßt zur Tagung und zum neuen Band. Die Stadtarchivarin Dr. ANDREA KORTE-BÖGER führt einerseits in den zweiten Band ein und berichtet andererseits über die Tagung, auf der u. a. der erste Band von MARCEL ALBERT (vgl. Annalen 218/2015, S. 303f.) vorgestellt wurde sowie über die nun dort lebenden „Unbeschuhten Karmeliter-Patres“ aus Indien. Mit über 50 Bildern zeichnet ANDREA KORTE-BÖGER im „Zeitraffer“ die rund 950-jährige Geschichte der Abtei St. Michael nach, deren Gebäude im 19. Jahrhundert zeitweise durch die Nutzung als Irrenanstalt und Zuchthaus unterbrochen war, bevor es 1914 zur Wiederbesiedlung mit deutschen Benediktinern aus den Niederlanden kam. Vertieft und komprimiert hat der Experte der Kölner Nuntiaturforschung, Pater Dr. MARCEL ALBERT OSB, beispielhaft die Wirkung des Kölner Nuntius Francesco Buonvisi (1670–1672) u. a. mit einer Visitation in der der Abtei Siegburg nachgezeichnet. Ausführlich auf über 30 Seiten beschreibt MICHAEL SCHROEDER, der zeitweise auch auf dem Michaelsberg gelebt hat, den Archivar, Kapitular und Prior Adam Christoph Zolner von Brandt (1712–1767) mit seinem verdienstvollen Wirken für die Bücher und Handschriften der alten Abtei. Nicht fehlen durfte „die kontextabhängige Deutung des Siegburger Anno-Schreins“ von MARC STEINMANN mit guten Abbildungen, zumal der Schrein seit Sommer 2016 wieder in der Siegburger Pfarrkirche St. Servatius aufgestellt ist. Im sechsten Beitrag präsentiert Prof. Dr. HELMUT FISCHER anschaulich die Abtei Siegburg als „Gestalterin der Kulturlandschaft Untere Sieg“ und schließt mit der Feststellung: „Die Abtei St. Michael ist zwar durch den Weggang der Benediktinermönche im Jahre 2011 spirituell entkernt, als Denkmal und Monument blieben ihre Wirkungen in der Kulturlandschaft Untere Sieg jedoch wirksam“ (S. 111).

Die letzten drei thematischen Beiträge stellen neue Aspekte der Abtei-Geschichte vor. Dr. BERND HABEL hat bei schwieriger Quellenlage die „Montangeschichte der Abtei“, die „eine nicht unbedeutende Einnahmequelle bildete“, ab dem Jahre 1122 und für die umliegenden Orte Overath, Kaldauen/Seligenthal, Bennerscheid, Kaltenbach

und Eitorf rekonstruiert und nachgezeichnet. Für das „Ländchen Sieburg“ beschreibt zunächst ANDREA KORTE-BÖGER nach den edierten Rechtsquellen den „Abt als Friedensstifter“ in den Sieburger Schöffengerichtsprotokollen des 16. Jahrhunderts. Im Rahmen der in Vorbereitung befindlichen Edition bzw. Promotion über die Sieburger Sendgerichts-Protokolle des 16. und 17. Jahrhunderts stellt der Generalleutnant a. D. WINFRIED WEICK zu der „niederer kirchlichen Gerichtsbarkeit“ nicht nur nach der „Delikthäufigkeit“ sondern auch nach den Sanktionen („Brüchten“) und deren Verteilung erste Ergebnisse graphisch gut vor. – Insgesamt ist dies sowohl ein sehr ansprechender Tagungsband als auch ein lesenswerter „Meilenstein“ in der rheinischen Kloster- und Sieburger Forschungsgeschichte.

Köln

REIMUND HAAS

GERT NICOLINI: Die Wallfahrt von Leverkusen-Wiesdorf nach Bergheim/Erft.
Ein Beitrag zur Wallfahrtsgeschichte im Erzbistum Köln. Leverkusen:
Selbstverlag des Autors 2016, 236 S. mit 66, z. T. farbigen Abb.; 20,00 €

Die Erforschung von Wallfahrtsgeschichte(n) erfreut sich seit einigen Jahrzehnten eines kontinuierlichen Interesses. Daran partizipiert die Sakrallandschaft des Rheinlandes, wie z. B. die Publikationen von Wynands und Speth belegen, um nur zwei Autoren zu nennen. Objekt der vorliegenden Betrachtung von NICOLINI ist das Wallfahrtsziel Bergheim/Erft, das 1802 dem ursprünglichen Ort, dem Franziskanerkloster Bethlehem, folgte. Kultbild ist eine trauernde Maria mit dem toten Jesus zu ihren Füßen, ein Vesperbild in einer relativ selten gewählten Darstellungsform. Die Ursprünge des Wallfahrtsortes liegen etwas im Dunkeln. Das spätere Kloster im Bergheimer Wald entstand an der Stelle einer kleinen Holzkapelle, die wiederum am Ort eines durch Diebe erfolgten Hostienfrevels (um 1500) errichtet worden war. Bald schon hatte dorthin eine Wallfahrtsbewegung eingesetzt. Herzog Wolfgang Wilhelm von Jülich-Berg setzte sich – auch im materiellen Sinne – für die Errichtung eines Klosters ein, 1637 erteilte der Kölner Erzbischof seine Zustimmung. Die Klosterkirche konnte erst 1663 fertig gestellt und 1666 eingeweiht werden. 1676 verfasste ein dortiger Franziskaner ein Wallfahrtsbüchlein, das seitdem mehrere Ausgaben erlebte. 1666 soll auch die Wallfahrt von Wiesdorf (heute Leverkusen) erstmals erfolgt sein, der Überlieferung nach um eine Pest durch Gebete abzuwenden. Die dortige Pfarrei unternimmt seitdem fast kontinuierlich eine Wallfahrt nach Bethlehem/Bergheim, nach 1666 als Dankesverpflichtung. Die zu durchmessende Strecke beträgt 70 km, in früheren Zeiten war es also eine übernachtende Wallfahrt, was verschiedentlich von staatlichen oder kirchlichen Behörden nicht gern gesehen oder manchmal sogar verboten wurde. Heutzutage ist sie eine von vier verbleibenden Wallfahrten zu diesem Gnadenbild. Die Zahl der Orte, die eine Wallfahrt nach Bethlehem entsandten, ist je nach den Zeitumständen sehr schwankend, für das 18. Jahrhundert darf man von etwa 50 Orten ausgehen, für 1746 ist sogar die Zahl 140 überliefert (S. 61). Rekrutierungsgebiet

für diese Bewegung war der Bereich des östlichen Herzogtums Jülich sowie Kurköln; der Ort Wiesdorf, nebst einigen benachbarten Pfarren jenseits des Rheins liegend, ist einer der am weitesten entfernten. Die Dokumentation zur Geschichte der Wallfahrt ist besonders für das 17. und 18. Jahrhundert unzureichend, wird aber für das 19. und 20. Jahrhundert deutlich besser. Bemerkenswert scheint, dass für Bethlehem/Bergheim keine Votivtafeln überliefert sind (S. 71). Die Organisation der Wiesdorfer Wallfahrt wurde erst seit 1935 von einer formalen Bruderschaft übernommen, jedenfalls soweit die Quellen erkennen lassen.

In früheren Zeiten bedurfte es anscheinend keiner besonderen Organisation. Gegenwärtig scheint sich die Zahl der Teilnehmer auf etwa 50 bis 60 pro Jahr eingependelt zu haben. Der Autor der vorliegenden, gut lesbaren Studie dürfte sich mit seinem Buch vor allem an solche Teilnehmer oder an die Pfarrangehörigen wenden. Er ist auch persönlich in der Wallfahrtsbewegung nach Bergheim engagiert (S. 5) und kann daher zu manchen Gesichtspunkten eine „Innenansicht“ liefern. Andererseits holt die Publikation in mancher Hinsicht sehr weit aus, so zur Geschichte des Verhaltens von Staat und Kirche gegenüber diesem Frömmigkeitsaspekt. Die engere Geschichte der Wiesdorfer Wallfahrt beginnt folglich erst mit S. 103. Behandelt werden u. a. Wallfahrtstermine, Pilgerbüchlein, Wallfahrtswege, die Bruderschaftsfahne, Anzahl der Teilnehmer. Sogar das Wetter zur Wallfahrtszeit findet Beachtung.

Zu korrigieren wäre S. 18 oben der Begriff „Bilderanbetung“, die es im Christentum nicht gibt; S. 35 oben muss es heißen „Fehde bzw. Vehde“ (statt Wehe). Beim Literatur- und Quellenverzeichnis S. 205ff. sind die Bereiche gedruckte Literatur und Archivquellen nicht getrennt, und so ist das Kölner Diözesanarchiv unter dem Buchstaben „H“ eingeordnet (Historisches...). Nicht verständlich ist, dass die „Geschichte des Erzbistums Köln“, Band III (Molitor) und Band IV (Hegel) nicht genannt ist. In beiden Bänden wird Bethlehem genannt. Insgesamt aber eine sehr ansprechende, wohl für einen größeren Leserkreis gedachte Darstellung einer rheinischen Wallfahrt, die, wenn auch in reduzierter Form, noch immer präsent ist.

Köln

GÜNTER BERS

Das ganze Deutschland soll es sein. Die Preußen im Westen, hrsg. v. IRENE HABERLAND/OLIVER KORNHOF/MATTHIAS WINZEN, Redaktion BARBARA WAGNER, Begleitband zur Ausstellung im ‚Arp-Museum‘ Bahnhof Rolandseck und im ‚Museum für Kunst und Technik des 19. Jahrhunderts‘, Baden-Baden. Oberhausen: Athena-Verlag 2015, 304 S., zahlr. Abb.; 19,00 €

Der Anfall der Rheinlande an Preußen im Wiener Kongress 1815 vor 200 Jahren war vielerorts Anlass, wieder an das nicht unproblematische Verhältnis der Rheinländer zu den Preußen und der Preußen zu den Rheinländern zu erinnern. Eine bemerkenswerte Publikation entstand als reich bebildeter Begleitband zu einer im Arp-Museum in

Rolandseck und im Museum LA8 in Baden-Baden gezeigten Ausstellung, die unter dem Titel „Das ganze Deutschland soll es sein“ unterschiedliche Aspekte zu Preußen und Rheinland thematisierte. Den Titel gab die letzte Zeile des Gedichts „Des Deutschen Vaterland“ von Ernst Moritz Arndt aus dem Jahr 1813, das die Einigkeit aller „deutschen Stämme“ im Kampf gegen das napoleonische Frankreich beschwört. Sie mag einen unausgesprochenen Hintergrund, sozusagen eine Folie gebildet haben, vor der sich dann das Wirken der Preußen im Rheinland und auch ihre Beziehungen zum Großherzogtum Baden während des 19. Jahrhunderts darstellen lassen.

Im Mittelpunkt der Ausstellung stand vornehmlich, wie sich die preußische Herrschaft am Rhein im Bereich der Kunst und Industrie darstellte, etwas, was dem von der Grenke-Stiftung in Baden-Baden gegründeten Museum in der Lichtenberger Allee 8 (LA8), das als Museum für Kunst und Technik firmiert, entgegenkommt. Acht umfangreichere Aufsätze führen in die Thematik ein. PETER STEINBACH („Großer Schnabel, kleines Hirn und Drang nach Süden“. Die Preußen in den Rheinlanden) beschreibt das Verhältnis Preußens zum Westen vor 1800, den Wiener Kongress und die Übernahme des Rheinlandes durch Preußen, die unterschiedlichen politischen Systeme und Mentalitäten, die sich im Kirchenstreit, der Rechtsprechung, schließlich in Verfassungskämpfen ausprägten (auf S. 25 ist Aachen unter die Fürstbistümer gerutscht, und das schon märkisch überformte Dortmund würde ich nicht als selbstbewusste Reichsstadt bezeichnen). MATTHIAS WINZEN („Romantische Politik? Die preußische Ästhetisierung von Herrschaft“) greift die Bezeichnung des preußischen Königs Friedrich Wilhelms IV. als „Romantiker auf dem Thron“ auf und untersucht, wieweit Kunst als eines der gesellschaftlichen Teilbereiche oder Felder sich mit Herrschaft verbinden kann. Für ihn wurden mit der Romantik die Künstler „zu Fachleuten für Zweifel und offene Fragen“. Gleichzeitig macht er deutlich, dass eine konstitutionelle Monarchie der Vorstellung des Königs von einer organischen Bindung zwischen Fürst und Volk als Herrschaftslegitimation widersprach. DORIS FISCHER („Alles Große soll erstehen, so wie dieser Bau entstand“), widmet sich der preußischen Herrschaftsrepräsentation, die sich in der Erhaltung und dem Wiederaufbau von Schlössern und Kirchen darstellte. Genannt werden die Igeler Säule, die Porta Nigra und die Palastaula in Trier, die Klause in Kastel (an der Saar), der Kölner Dom sowie die Burgen Stolzenfels, Sooneck und Rheinsteine. Einem sehr interessanten Aspekt, dem Stolzenfelser Inventar als Spiegel preußischer Sammlungen und Interessen, widmet sich IRENE HABERLAND, wobei der Ankauf von Sammlungen von Bildern, Objekten und Einrichtungsgegenstände u. a. der Verbindung Preußens mit dem Rheinland dienen sollten. BARBARA FRIEDHOFEN zeigt die Bedeutung der Sayner Hütte (bei Koblenz) nicht nur für die Industrialisierung des Rheinlandes, sondern durch den Guss der bekannten Neujahrspaketten und von Kunstobjekten auch für das romantische Verständnis historischer Bauwerke. Dem Traum König Friedrich Wilhelms IV. vom romantischen Rhein geht SUSANNE BLÖCKER nach. Hier entsteht aus der Märchenwelt der Ritterromane (u. a. ‚Zauberring‘ von de la Motte-Fouqué) und der Beziehung zu Sulpiz Boisserée der Impuls für den (Wieder-)Aufbau mehrerer Burgen am Rhein, dem Weiterbau des Kölner Doms und der Restaurierung zahlreicher

Bauwerke aus dem Mittelalter. In eine andere Richtung, die der Repression, weist der Beitrag von HILDEGARD BOG („Animalische Lustbarkeiten“) über das Verhältnis des preußischen Königs und der preußischen Verwaltung zum rheinischen Karneval. Der letzte Aufsatz von Barbara Wagner behandelt das Verhältnis Preußens zu Baden, die militärisch – 1848 half preußisches Militär unter Kronprinz Wilhelm Großherzog Leopold, in seine Hauptstadt Karlsruhe zurückzukehren –, und familiär – 1856 heiratete die Tochter des preußischen Prinzen Wilhelm, Louise, den Kronprinz Friedrich von Baden – und schließlich gesellschaftlich eng miteinander verbunden waren. Jährlich trafen sich die fürstlichen Hoheiten zur Bädersaison in Baden-Baden (hier fand 1861 das Attentat auf König Wilhelm von Preußen statt), hier wurde die große Politik gemacht, und hier spielten nicht zuletzt auch die Frauen, Augusta und Louise, eine maßgebliche Rolle.

Neben den Aufsätzen bilden auch die ausführlichen Objektbeschreibungen wertvolle Informationen, wie z. B. zu den Bildern von Enslen, Scheuren u. Cornelius, zur Igeler Säule und Porta Nigra, zu Gärten und Parks, zur Historienmalerei, zum Bahnhof Rolandseck, zum Weiterbau des Kölner Doms, zu Bildprogrammen zum Anschluss von Elsass-Lothringen, Historienmalerei oder dem Kaiserpaar in Baden-Baden.

Köln

CLEMENS VON LOOZ-CORSWAREM

HERBERT HÖMIG: Altenstein. Der erste preußische Kultusminister. Eine Biographie. Münster: Aschendorff-Verlag 2015, 482 S.; 58,00 €

Wer sich in der ehemaligen preußischen Rheinprovinz (und in Westfalen) mit der Kultur- und Kirchengeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigt, stößt irgendwie immer auf den preußischen Kultusminister Altenstein, über den es zwar zahlreiche Lexikonartikel bis hin zu Wikipedia gibt, aber keine klassische Biographie. Dieses Desiderat wird von dem Autor noch dadurch verstärkt, dass eine erste Anregung zu diesem Thema von dem bekannten Bonner Historiker Prof. Dr. Max Braubach († 1975) ausging, als die damaligen preußischen Bestände im Zentralarchiv Merseburg für die westdeutsche Forschung noch nicht zugänglich waren, was sie nun im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (Berlin) sind. Denn nach dem Ausscheiden des Freiherrn Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein im Jahre 1807/1808 aus dem preußischen Staatsdienst und dem Tod des preußischen Staatskanzlers Karl August von Hardenberg († 1822) kann man von einer „Ära Altenstein sprechen“, welche „den preußischen Kulturstaat unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. († 1840) geprägt hat“ (S. 8). In neun Hauptkapiteln ist diese Biographie mit bis zu zwölf Unterkapiteln sehr übersichtlich gegliedert.

Der am 1. Oktober 1770 in Ansbach in Franken als Karl Sigismund Franz von Stein zu Altenstein in einer Großfamilie Geborene studierte ab dem Jahr 1788 an den Universitäten Erlangen und Göttingen *jura cameralia* und u. a. auch Religionsphilosophie und Botanik. Mit seinem jüngeren Bruder trat Karl 1792 als Referendar in den

preußischen Verwaltungsdienst in den ein Jahr zuvor an Preußen gekommenen Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth ein und profilierte sich mit frühen Denkschriften und Gutachten. Am 22. Dezember 1798 wurde er von König Friedrich Wilhelm III. mit „Diäten“ und umgehend nach Berlin befohlen. Als „Leihsohn“ von Hardenberg wurde er 1801 im preußischen Generaldirektorium zum „Kriegs- und Finanzrat beim Fränkischen Departement“ befördert, so dass er mit einem verbesserten Gehalt von 1.500 Talern auch seine Mutter und seine beiden Schwestern nach Berlin nachholen konnte, „wo man in bescheidenem Wohlstand lebte“ (S. 32).

Das mit acht Seiten zweitkürzeste dritte Kapitel berichtet sowohl von dem ab 1802 nur vier Jahre verheirateten Altenstein als auch von seinen Begegnungen mit Johann Gottlieb Fichte und Georg Friedrich Wilhelm Hegel bestimmten geistlichen Atmosphäre sowie seinem Welt- und Geschichtsbild, so dass er „als philosophierender Minister“ (S. 37) bezeichnet wurde. – Am Beginn seines Dienstes für Hardenberg steht im vierten Kapitel seine 541-seitige Denkschrift vom 11. September 1807 zur Neuordnung des preußischen Staates nach der militärischen Niederlage von Jena und Auerstedt (14. Oktober 1806), nach der „die Fesseln zu lösen“ seien, was „die Pflicht der obersten Gewalt im Staat“ sei. Diese „Änderung der Grundverfassung ist bloß ein Nachgeben gegen das, was der Zeitgeist erheischt“ (S. 43). Anstelle des überkommenen Kastendenkens ging es Altenstein bei der Verfassungsfrage „um die freie Entfaltung der Persönlichkeit im Staat“ (S. 53). Denn der Staat sei der „echten Wissenschaft und den schönen Künsten verpflichtet“, und sein „Zweck bestehe darin, die Menschheit den höchsten Gütern teilhaftig zu machen“ (S. 71). Damit gehörte Altenstein in die Reformzeit des preußischen Staates mit Stein/Hardenberg und Wilhelm von Humboldt zu den prägenden Denkern und Politikern.

Im Alter von 38 Jahren wurde Altenstein am 13. Dezember 1808 in einer äußerst schwierigen Finanzlage des preußischen Rumpfstaats zum Finanzminister ernannt und war Mitglied des Ministeriums (Alexander Ferdinand von) Dohna(-Schlobitten). In diesem fünften Kapitel zeichnet HERBERT HÖMIG souverän sowohl ein differenziertes Bild der krisengeschüttelten preußischen Staatsverwaltung als auch der bisherigen und teilweise kontroverse Beurteilungen des Finanzministers, dass „Altenstein kein Staatsmann gewesen sei“, dass er einerseits der „letzte große Staatsmann aus der Hardenberg Schule“ gewesen sei und andererseits, dass „er viel mehr Taktiker als Stratege“ war und „nicht einmal sein Talent zu organisieren bedeutend war“ (S. 89). Besonders dem Streit mit dem „Höfling und Laien“ Wilhelm Ludwig Georg von Sayn-Wittgenstein als „Gegner der Reformkräfte“ (S. 105) um die Kontributionen ist ein großes Unterkapitel gewidmet. „So wurde Altenstein am 4. Juni 1810 als Finanzminister entlassen, obwohl man allenthalben seinen Fleiß und seine Ausdauer lobte“ (S. 123), denn als Finanzminister hat Altenstein „niemals eine für den Staat entscheidende Reform zustande gebracht, obwohl er sich in seinem politischen Handeln wiederholt zu einer stetigen und sorgfältigen Vorgehensweise in der Reformpolitik bekannte“ (S. 125). Da Altenstein auch an der Finanzierung der Gründung der Berliner Universität 1809 durch Wilhelm von Humboldt mit der „Einziehung sämtlicher geistlicher Güter der

Monarchie“ (30. Oktober 1810) beteiligt war, schließt dieses fünfte Kapitel mit dem Exkurs über diese Gründung gemäß seiner Devise „Man muss am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben“ (S. 126). Im Westen der Monarchie wenig bekannt war die kurze Tätigkeit von Altensteins von März bis Juni 1813 als „Zivilgouverneur in Schlesien“ (wie ein Oberpräsident) in militärischer bewegter Zeit, die im kürzesten sechsten Kapitel dargestellt wird.

Vom König nach Berlin zurückgerufen begann die „Ära Altenstein“ (= Kapitel VII.) mit seiner Ernennung am 5. November 1817 zum neuen Minister der Kultus-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, womit Hardenberg ihm die Verantwortung über die Kirchen- und Bildungsangelegenheiten übertragen hatte. Mit begrenztem und qualifiziert Personal und einem Budget von 200.000 bis 300.000 Talern begann Altenstein seine Personalpolitik mit der Berufung des Philosophen Georg Friedrich Wilhelm Hegel an die Berliner Universität. Weiter werden kulturpolitische Problemfälle wie der „Turnvater Jahn“, die Karlsbader Beschlüsse und das Wartburgfest dargestellt. Das prägnante sechste Unterkapitel (S. 210–214) über „die Anfänge der Universität Bonn“ beginnt HERBERT HÖMIG mit der Feststellung: „In die Ära Altenstein fiel die Gründung der Universität Bonn, die der Minister ursprünglich nicht vorgesehen hatte. Die Errichtung einer Rheinuniversität sollte das Ausgreifen Preußens nach Westen kulturpolitisch unterstreichen.“ Auch förderte Altenstein „den naturwissenschaftlichen Unterricht“ (S. 247–253), und das „neuhumanistische Bildungsideal erschien als die gewandelte und überhöhte geistesgeschichtliche Bewegung der Aufklärung“, die er nicht nur in den Geistes- und Naturwissenschaften förderte, sondern auch in der Kunst und bei der Versorgung der Witwen von Staatsbeamten.

Das mit fast 100 Seiten umfangreichste achte Kapitel „Staat und Religion“ behandelt in zwölf Unterpunkten das Arbeit- und Wirkungsfeld von Minister Altenstein in der ganzen Breite von der Problematik von „Glaube und Aufklärung“ bis zum polnisch-katholischen Kirchenstreit in Posen-Gnesen. Schon in dem Ringen um die „evangelische Kirchenreform“ und „den Agendenstreit“ scheiterte Altensteins „Projekt einer protestantischen Kirchenordnung ebenso wie seine Bestrebungen, dem Staat zu einer modernen Konstitution zu verhelfen“ (S. 267). In dem Ringen „um die Wissenschaftsfreiheit in der evangelischen Theologie“ war Altenstein bemüht, „die sachlich begründete theologische Diskussion und den Streit unter den protestantischen Glaubensrichtungen voneinander zu trennen“ (S. 278). In dem achten Unterkapitel über das „Konkordatsproblem“ bzw. die „Zirkumskriptionsbulle De salute animarum“ von 1821 erwähnt HÖMIG zwar den rheinischen Kapitularvikar Wilhelm Fonk, aber nicht die neueren Forschungen zu dem westfälischen Sonderfall des vormaligen Corveyer Fürstbischofs Ferdinand von Lüning († 1825). „Die Fürsorge Altensteins“ für den aufgeklärten Theologieprofessor Georg Hermes († 1832) wird in dem neunten Kapitel „Streit um den Hermesianismus“, der erst nach dem Tod des in (Münster und) Bonn lehrenden Professors seinen Höhepunkt erreichen sollte, kurz angesprochen.

Sowohl aus der Perspektive der Annalen als auch aus der Amtszeit Altensteins sind die bewegendsten Ereignisse auf 25 Seiten im zehnten und elften Unterkapitel

dargestellt: „Der Kölner Kirchenstreit“ und „Das Kölner Ereignis“. Sachlich, differenziert und hilfreich für den Leser des 21. Jahrhunderts führt HÖMIG zunächst in die komplexe Ausgangssituation des Kölner Kirchenstreites ein, in welchem man nach dem Bericht des österreichischen Gesandten in Berlin dort „Altenstein den Kardinalfehler vorwerfe“, den Bischofskandidaten Clemens August Droste „nicht rechtzeitig zu einer klaren Anerkennung der Berliner Konvention von 1834 gedrängt zu haben“ (S. 340). Auch nach dem Kölner Ereignis (20. November 1837) der Abführung Drostes auf die Festung Minden, wollte Altenstein „keineswegs den Konflikt von staatlicher Seite her verschärfen und empfahl, den Kontakt mit der Kurie zu suchen und die Reaktion aus Rom abzuwarten“ (S. 349). Dies sollte dann nach seinem Dienstende (Dezember 1838) und nach seinem Tod (14. Mai 1840) im Alter von 69 Jahren in etwa so verlaufen. Den ebenso lesenswerten Rückblick eröffnet HÖMIG mit der einleitenden Bewertung, dass „Altenstein kein Staatsmann im präzisen Sinne eines bahnbrechenden Gestalters der politischen Entwicklungen gewesen“ ist, aber als „stärkster Vertreter des bürokratischen Liberalismus“ im „zeitgenössischen Verständnis das Format eines tüchtigen ‚Geschäftsmanns‘ hatte.“ (S. 369).

Mit dem jungen und dynamischen Altenstein (1826) auf dem Umschlag und einem Relief-Porträt im Frontispiz sowie den ab Seite 383 gut nachgestellten und reichen Anmerkungen sowie einem Namensindex hat HERBERT HÖMIG damit endlich die lange erwartete Biographie in vorzüglicher Form vorgelegt, auf die Forscher und „Preußen-Verehrer“ auch im Rheinland des 21. Jahrhunderts lange gewartet haben und nun immer zurück greifen sollten.

Köln

REIMUND HAAS

KLAUS GOEBEL (Hrsg.): Dieß schreibt Dir aus liebendem Herzen. Briefe von Sabine Diesterweg und ihrer Familie. Göttingen: Wallstein-Verlag 2016, 355 S. mit zahlr. Abb.; 19,90 €

Die vorliegende Edition von 55 Briefen stellt eine Auswahl aus einem größeren Konvolut aus einem privaten Archiv dar. Es handelt sich um oft mehrseitige, ausführliche Schreiben, meist verfasst von der Ehefrau des bedeutenden Pädagogen Adolph Diesterweg (1790–1866) und gerichtet an ihre in Offenbach am Main lebende Tochter Julie, die dort mit dem Arzt Heinrich Köhler verheiratet war. Sabine Diesterweg, drei Jahre jünger als ihr Ehemann, war die Mutter von insgesamt zehn Kindern, von denen zwei allerdings bereits als Säugling bzw. im Kindesalter starben. Ihre Briefe an die Tochter Julie, geschrieben zwischen 1844 und 1866, dem Tod der Eltern, bilden den größten Teil der Briefsammlung. Der Bearbeiter und Herausgeber hat allerdings auch einige Schreiben der Mutter an weitere Empfänger aus ihrer großen Kinderschar, etwa an die älteste Tochter Emilie, an die zweite Tochter Bertha oder an den zuletzt geborenen Moritz, sogar an den Ehemann Adolph (Briefe 13 und 22) aufgenommen. Adolph Diesterweg

selbst ist mit zwei Schreiben (Briefe 4 und 5) vertreten. Abgerundet wird die Edition durch Briefe, die innerhalb des Kreises der Geschwister gewechselt wurden. Leider sind die entsprechenden Antwortschreiben nicht erhalten, was aber den Reiz und Wert der Briefausgabe nicht mindert.

Denn in allen Briefen spiegelt sich das Leben einer bürgerlichen deutschen Familie in der Mitte des 19. Jahrhunderts in einzigartiger und in dieser Dichte seltener Weise. Es ist allerdings schon das „bessere“ Bürgertum, das hier zu Wort kommt. Die Familie Diesterweg wohnt – nachdem Adolph Diesterweg 1832 die Stelle als Leiter des Berliner Lehrerseminars erhalten hatte – in einer großzügigen Wohnung und verfügt selbstverständlich über Dienstpersonal. Man besucht das Theater und Konzerte, reist erstaunlich viel, häufig schon mit der Eisenbahn und fährt etwa zur mehrwöchigen Kur nach Bad Liebenstein, nach Salzungen oder ins böhmische Karlsbad. Besuche gelten aber auch den deutschlandweit verstreuten Kindern und anderen Verwandten, und sie geraten oft zu mehrwöchigen Aufenthalten. Dann müsse die Tochter aber in jedem Fall ein Dienstmädchen mitbringen (Brief 11), schreibt ihr die Mutter. Dazu pflegten die Diesterwegs einen umfangreichen gesellschaftlichen Verkehr, zu ihrem Freundeskreis gehörte unter anderen die Familie des Philosophieprofessors Friedrich Adolph Trendelenburg (1802–1872).

Ein wichtiger Inhalt der Briefe sind die üblichen Einzelheiten aus dem Familienleben, Informationen über akute oder überstandene Krankheiten, über das eigene Befinden und Fragen nach dem des Adressaten, über gemeinsame Freunde und deren Leben. Ausführlich wird über Feste und Feiern, etwa anlässlich von Geburtstagen, berichtet, die jedes Jahr in größerem Rahmen gefeiert wurden, wobei auch den Geschenken Aufmerksamkeit galt und vermerkt wird, wenn eine erwartete Gabe etwa nicht kommt (Brief 21). Der Geburtstag Adolph Diesterwegs besaß im jährlichen Festkalender ein besonderes Gewicht. Überhaupt ist der Vater in fast allen Briefen als übermächtige Figur im Hintergrund der Briefe fast immer gegenwärtig. Von nicht geringem Interesse sind die ausführlichen Brief-Berichte über historische Ereignisse in Berlin, etwa über die Märztage der Revolution 1848 (Brief 9) oder über den Einzug des in Königsberg zum preußischen König gekrönten Wilhelm in Berlin 1861 (Brief 42). Die Briefe zeigen weiter, in welchem Ausmaß Gefühle inzwischen den Binnenraum der Familie erobert haben und wie frei und direkt sie geäußert werden, selbst wenn das in manchmal schematisierten sprachlichen Formen geschieht. Das gilt sowohl für das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern als auch für die Beziehungen der Geschwister zueinander (Briefe 15, 52, 53). Sie alle verbindet eine natürliche, nicht konfessionell gebundene Frömmigkeit, die die Familie Mitleid mit Armen und Hilfsbedürftigen empfinden lässt und sie trägt, wenn schwere Schicksalsschläge wie der Selbstmord der unverheirateten und schwermütigen Tochter Hermine 1858 sie selbst treffen.

Aber auch für die spezielle Diesterweg-Forschung geben die Briefe seiner Frau und seiner Kinder einiges her. Und das nicht allein, weil sie den familiären Grund beleuchten, auf dem das ungemein breite und einflussreiche schriftstellerische und schulpolitische Werk des Pädagogen entstand, sondern auch, weil sie zahlreiche cha-

rakterliche Einzelheiten über Diesterweg selbst preisgeben. So schreibt Sabine etwa, dass ihr Mann *von vornherein Vertrauen zu fast jedem* habe, während sie sich *nicht so schnell für Leute enthusiaßmieren* würde (S. 50). Ausführlich berichtet sie später über Diesterwegs anstrengende Tätigkeit als Parlamentarier im preußischen Abgeordnetenhaus und Berliner Stadtrat (Brief 30), die ihn in seinem für damalige Verhältnisse hohen Alter nicht erschöpfte. Auch andere Briefe belegen, dass Adolph Diesterweg ein ungewöhnlich kraftvoller und rüstiger Mensch war. *Der Vater läuft noch immer so schnell, daß Marie* [seine Tochter] *kaum mit kann!*, schreibt Sabine 1866 (Brief 49).

Es bleibt noch zu sagen, dass der editorisch versierte Herausgeber seiner Edition eine ausführliche Einleitung, Erläuterungen zu den einzelnen Briefen und – besonders verdienstvoll – ein umfangreiches biographisches Register mitgegeben hat. Die Abbildungen tragen dazu bei, dass der Leser eine Vorstellung von etlichen in den Briefen erwähnten Personen bekommt und das Buch auch dadurch an Reiz gewinnt.

Köln

VOLKMAR WITTMÜTZ

CHRISTOPH MÜLLER-OBERHÄUSER: „...zur Verherrlichung des Festes...“. Die Musik beim Kölner Dombaufest 1848 (Diözesan- und Dombibliothek Köln, Libelli Rhenani, Bd. 65). Köln: Erzbischöfliche Dom- und Diözesan-Bibliothek 2015, 150 S., mit ca. 20 Abb. und Notenbeispielen; 16,50 €

Die wir einerseits in der digitalen Mediengesellschaft leben und andererseits wissen, dass Töne schnell verklingen, könnte man sich auch die Frage stellen, wo sind die Töne der damaligen Festmusik geblieben, wenn wir auf das bekannte (Umschlag-)Bild der Festversammlung vor dem mit Fahnen geschmückten, aber noch halbfertigen Kölner Doms des Dombaufestes von 1848 blicken. Dieser kulturwissenschaftlichen Fragestellung nach „Funktion und Bedeutung“ der Festmusik bei dieser „nationalpolitischen und religiösen Veranstaltung“ ist der Bearbeiter in seiner Examensarbeit erstmals gründlich nachgegangen. Dazu beschreibt er einfühlend kompakt und gut die „national integrative Symbolwirkung des Kölner Domes“ (S. 19), die nach der „Beilegung der Kölner Wirren“ und die ab 1842 vom Zentral-Dombau-Verein geplanten Veranstaltungen, zu denen u. a. Felix Mendelssohn-Bartholdy eingeplant war, der aber unerwartet schon zuvor († 4. November 1847) verstarb. Es wurde mit drei Musikdirektoren (Carl Leibl, Heinrich Dorn und Franz Weber) ein umfassendes Festprogramm erarbeitet, das mit der „Morgenunterhaltung durch den Kölner Männer-Gesang-Verein beginnen und auch eine „Armenspeisung in den Straßen von Köln“ umfassen sollte.

Zu dem großartigen dreitägigen Fest und seiner musikalischen und organisatorischen Planung hat der Bearbeiter die differierenden publizistischen Quellen gut aufgearbeitet. Es begann am 13. August mit der Ankunft des Reichsverwesers Johann von Österreich und den Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung, die dann vom Prinzen Friedrich von Preußen und dem Kölner Erzbischof Johannes von Geissel begrüßt wur-

den. Beim Einzug in den Dom wurde zunächst eine Festkantate von Leibl gespielt. Am Morgen des 14. begann das Musikprogramm mit einer „bunten Mischung an Liedern für Männerchor“, denn die an den Festtagen erklangene Musik war äußerst vielfältig, da ebenso anerkannte „Meisterwerke wie Haydns Schöpfung oder die 5. Sinfonie von Beethoven“ aufgeführt wurden. Dabei gab es eine „Polarität zwischen geistlicher und weltlicher Musik, konkret zwischen Gregorianischen Chorälen während der Weihezeremonie und den Trinkliedern beim Festmahl auf dem Gürzenich; zumal auch nicht jedes Mitglied der Festgemeinde jede Musik hören konnte. So wird „in bestimmten Zusammenhängern und an bestimmten Orten an der unterschiedlichen Nähe zur Musikquelle auch die soziale Herkunft innerhalb der Festgemeinde deutlich“, wobei „Frauen nur recht eingeschränkt an den Festveranstaltungen teilnehmen konnten“ (S. 79). So war beim Kölner Männer-Gesang-Verein die Sängerin Sophie Schloss die einzige Frau im Saal, und Frauen, die sich beim Festmahl im Gürzenich ‚eingeschmuggelt‘ hatten, wurden schnell des Saales verwiesen. Zudem ist MÜLLER-OBERHÄUSER aufgefallen, dass bei den bürgerlich-weltlichen Feiern die Musik sich kaum auf das Ereignis selbst bezog, sondern ausschließlich Repertoire-Stücke der bürgerlichen Gesellschaft waren. Zur „Funktion und Bedeutung der Musik beim Dombaufest 1848“ führt der Verfasser in dem fünften Kapitel ausführlich die vier Aspekte aus: die Musik diene der „Verherrlichung des Festes“, als „Mittel bürgerlicher Selbstdarstellung“ und „zur Repräsentation der Nation“ sowie im „Spannungsfeld von National Konfession“. Die Musik „als konstitutiver Bestandteil“ beim Kölner Dombaufest“ hat MÜLLER-OBERHÄUSER in ihrer „Klangpalette“ von der Musik der Domkapelle während der Hochämter bis zu den Klängen der Musikkorps der preußischen Armee und der Bürgerwehr bei den Festzügen, von den Meisterwerken beim großen Konzert im Gürzenich bis hin zur Musik in den Straßen der Stadt zur Unterhaltung breiter Bevölkerungsschichten gut nachgezeichnet. Dabei schwang auch in der Musik die Spannung zwischen der nationalpolitischen und damit in gewisser Hinsicht überkonfessionellen Deutung des Domes als Nationaldenkmal und der rheinländisch, katholisch-kirchlichen Interpretation als Gotteshauses mit. – Damit wurde in der breiten Forschungsgeschichte des Revolutionsjahres 1848 und des Kölner Dombaufestes nun auch der Musik ihr angemessener, bleibender, fundierter und gut nachlesbarer Platz in dieser dankenswerterweise von der Kölner Diözesan- und Dombibliothek herausgegeben und gut lesbaren Spezialstudie gegeben.

Köln

REIMUND HAAS

WILFRIED JOUSTEN: Errichtung und Auslösung des Bistums Eupen-Malmedy (1921–1925). Eine Studie mit besonderer Berücksichtigung kirchenrechtlicher Aspekte (Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschsprachigen Belgier, Bd. 8). Brüssel: Staatsarchiv 2016, 410 S.; 20,00 €

Zur relativen Aktualität des Ersten Weltkrieges (1914–1918) in den modernen Medien des 21. Jahrhunderts gehören zwar speziell die schrecklichen Schlachten wie Verdun, aber weniger seine Auswirkungen auf die deutschen Minderheiten, die in den nach Kriegsende an die „Siegermächte“ gefallen Gebieten im Osten und im Westen des vormaligen Kaiserreiches lebten. Und so findet sich in der großen Geschichte des Erzbistums Köln von Eduard Hegel nur die Erwähnung der Dekanate Eupen, Malmedy und St. Vieth im Übergang an das Bistum Lüttich auf zwei Seiten (Bd. V, 1987, S. 120–122).

Wie der Verfasser umfassend in seiner guten Aufarbeitung des „Forschungsstandes und der Quellenlage“ (S. 15–17) darstellt, hat es aber in älterer und neuerer Zeit zahlreiche Spezialstudien zu dieser Thematik der deutschen Minderheit in den vormaligen drei Dekanaten des Erzbistums Köln gegeben, so u. a. von Klaus Papst (1964, 1982), Alfred Minke (2003/2004) und Hans-Ludwig Selbach (2013, jedoch mit zwei Ausgaben!). Auch auf die vatikanischen Quellen hat der Bearbeiter zumindest über die digitalen Editionen (Nuntiaturreportage Pacelli und KADOC KU Leuven) zurückgegriffen. Beachtenswert ist auch, dass der Autor den Verlust des Originals der päpstlichen „Dismembrationsbulle“ (30. Juli 1921, Text S. 176–179), d. h. der Abtretung von 42 Pfarreien mit 61.000 Katholiken und 65 Diözesanpriestern, im Pfarrarchiv Malmedy zu beklagen hat.

Als Voraussetzungen werden im ersten von vier Hauptkapiteln die Auswirkungen des Versailler Vertrages unter dem Titel „Staatsukzession und kirchliche Neuzirkumskription“ aufgearbeitet. Da im Pariser Friedensvertrag dem Deutschen Reich die Kriegsschuld zugewiesen wurde, musste es den Verlust von 13 Prozent der Fläche und zehn Prozent der Einwohner hinnehmen. Entgegen den deutschen Regierungsbemühungen hatten dann bei der zugestandenen „Volksabstimmung“ nur 271 Bewohner in Eupen-Malmedy formell „Widerspruch“ gegen die Abtretung eingelegt. Auch wenn 1920 die „Religionsfreiheit“ von Belgien garantiert worden war, stellte die Abtretung beide Seiten und die vatikanische Diplomatie vor besondere Herausforderungen, denn wie WILFRIED JOUSTEN gut und sachlich beschreibt, gab es immer wieder Spannungen. Da „beim Wechsel des zuständigen Ortsordinarius aufgrund von Staatsukzession viele Pfarrer moralische Bedenken hatten, weil „neben der allgemeinen Pflicht, die jeder Gläubige hat, haben die Kleriker, hauptsächlich aber die Priester, noch die besondere Pflicht, ihrem Ordinarius Ehrfurcht und Gehorsam zu erweisen“ (S. 55f.).

Das zweite Kapitel gibt zunächst einen kirchenrechtlich fundierten und differenzierten Überblick in fünf Phasen von 1920 bis „zur Einverleibung in das Bistum Lüttich“ (15. April 1925) bzw. bis 1978 (zum ersten Bischofsvikar). So wechselten für die Katholiken in fünf Phasen die „Jurisdiktion“ vom Erzbischof von Köln mit einer „Gleichordnung mit dem Apostolischen Administrator“ und einer „konkurrierenden“ Jurisdiktion des Administrators, der die Jurisdiktion des Bischofs von Eupen-Malmedy

und die des Bischofs von Lüttich folgten. Von der geplanten Übertragung der provisorischen Kirchenleitung an einen Geistlichen der Region gingen die komplexen bis streitigen Verhandlungen weiter zur Ernennung des Brüsseler Nuntius Msgr. Sebastian Nicotra am 29. Januar 1920 zum Apostolischen Administrator von Eupen und Malmedy, was der Kölner Erzbischof Josef Kardinal Schulte zunächst interpretierte „für Fälle meiner Behinderung und damit meine Rechte unangetastet bleiben sollten“ (S. 84). Aber auch ein Generalstreik in Eupen (14./15. April 1920) konnte nicht verhindern, dass am 20. September die definitive Zugehörigkeit beim Apostolischen Nuntius vom Völkerbundsrat bestätigt wurde und Belgien vom Vatikan die Bestätigung verlangte, „dass ab sofort alle jurisdiktionellen Verbindungen des Klerus mit Köln abgebrochen würden“. Auch nach einem „Anticamera-Abkommen“ Schulte-Nicotra im Oktober dauerten die „Unsicherheiten und Streitigkeiten“ in Klerus und Kirchenvolk an. Der Druck belgischer „Neuzirkumskriptionsverhandlungen“ und die vatikanischen Maxime „der Sorge um das Seelenheil der Gläubigen“ führten zu einer „Lostrennungsbulle“ (*Ecclesiae universae*, 30. Juli 1921) von Papst Benedikt XV. „aus dem Erzbistum Köln, Errichtung des Bistums Eupen-Malmedy und gleichberechtigte Vereinigung mit dem Bistum Lüttich“. Nach der Besitzergreifung und Inthronisationsfeier (11. Oktober 1921) für Bischof Martin Hubert Rutten konnte der Brüsseler Nuntius dem Kardinalstaatssekretär melden, dass „der Übergang der Jurisdiktion ohne Zwischenfälle und zur Zufriedenheit aller erfolgt sei“; sogar Erzbischof Schulte „sei erleichtert, die verworrene Situation hinter sich lassen zu können“, doch „einige deutsche Pfarrer des Dekanates Eupen beabsichtigen, ins Erzbistum Köln zurückzukehren“ (S. 193f.).

Doch schon ab 1922 begannen in Belgien Verhandlungen auch mit der römischen Kurie über die Neuordnung der belgischen Verwaltungs-, Diözesan- und Kirchen-Grenzen. Im Fall des Bistums Eupen-Malmedy wurde neben finanziellen Gründen angeführt, dass es „weder Kathedrale, noch Kapitel, noch Bistumssitz, noch Kurie, noch Seminar“ hatte und die „Union in Wirklichkeit vom ersten Augenblick an eine schlichte Annektierung des Gebietes an das Bistum Lüttich gewesen“ (S. 217) sei. Dies mündete in die „Einverleibungsbulle in das Bistum Lüttich“ (*Apostolicis Litteris*, 15. April 1925), zu der die Kurie auf die Anstellung eines eigenen Generalvikars für Eupen-Malmedy drängte, was mit Weihbischof Dr. Kerkjofs auch von Bischof Rutten schon am 19. November 1925 realisiert wurde. Doch Befremden, Enttäuschungen und Vorbehalte auf deutscher Seite hat WILFRIED JOUSTEN gut dokumentiert. Interessant ist auch der Exkurs (6.3) über die weitere kirchliche Sonderstellung der deutschen Sprachminderheit bis zur Einführung eines bischöflichen Vikars (1978).

Der andersartigen und komplexen „staatskirchenrechtlichen Einordnung“ der Gebiete Eupen-Malmedy ab dem 15. September 1919 hat JOUSTEN das dritte Kapitel mit drei Unterkapiteln gewidmet, der Kultusgesetzgebung (u. a. Geltung der Organischen Artikel), der Temporalienverwaltung (u. a. die Kirchenfabriken) sowie der belgisch-staatlichen Anerkennung des neuen Bistums (u. a. Haushaltsgesetzgebung). Nun zur Kirchenprovinz Mecheln gehörend erlangte die Mehrzahl der tätigen Priester

die belgische Staatsangehörigkeit, doch blieben die Spannungen in allen Lebens- und Seelsorgebereichen erhalten.

Mit guten 100 Seiten und sieben Unterkapiteln gut gegliedert ist das vierte Kapitel „Diözesanorganisation“ (S. 263–365), quasi die Bistumsgeschichte von Eupen-Malmedy, die mit dem Streit um dem Bischofssitz (Malmedy oder Eupen) beginnt und für St. Petrus, Paulus, Quirinus in Malmedy, aber ohne Bischofsresidenz, ausging. In den gut gegliederten Punkten der Bistumsgeschichte geht WILFRIED JOUSTEN zunächst von den kirchenrechtlichen Soll-Bestimmungen aus und beschreibt dann die oft begrenzten Möglichkeiten, Varianten und Konflikt-Punkte im Bistum Eupen-Malmedy im Spannungsfeld von Kirchenrecht, belgischem Staatskirchentum und deutsch-kölnisch kirchlichen Traditionen. Mit der Formel „die Geistlichen mussten ihren Weg finden, um der veränderten politischen und kirchenrechtlichen Situation Rechnung zu tragen“ (S. 315), hat der Verfasser dieses Verhältnis auf einen kurzen Nenner gebracht, das dann nach gut vier Jahren zu dem endgültigen Anschluss an das Bistum Lüttich führte, dessen Bischof Rutten zum Wahlspruch hatte, „ich verweigere die Arbeit nicht“ (*non recuso laborem*), auch wenn er zuvor als „Bischof alle Einkünfte und Geldmittel der doppelten bischöflichen Mensa erhalten“ hatte, um „die Auslagen und Bedürfnisse der Diözese bestreiten zu können“. Auch in den Bereichen Festtage (Bination an Festtagen) und Finanzen der Pfarreien gab es durchgängig Konflikt- und Regelungsbedarf im Bistum Eupen-Malmedy, das u. a. nur das gemeinsame Priesterseminar in Sint-Truiden hatte. „Eine Besonderheit und Neuerung für Klerus und Volk im Bistum Eupen-Malmedy“ war das nach dem sonntäglichen Hochamt, an Festtagen und im Kanon der hl. Messe für den König der Belgier verordnete Gebet (7.6., S. 363).

Da der Band in Breite und Tiefe neue und umfangreiche Quellen auswertet und zugleich eine bzw. die Geschichte des Bistums Eupen-Malmedy ist, wäre ein Personen- und Ortsregister notwendig und hilfreich gewesen. Dennoch hat der Verfasser das große Verdienst, wie auch die Leiterin des Staatsarchivs Eupen, Els Herrebout, im Geleitwort betont, für die Diözesan- und Kirchengeschichte „mit der Vermittlung geschichtlicher Ereignisse und nüchternen kirchenrechtlichen Angaben“ eine fundierte und anschauliche Geschichte „des ehemaligen Bistums Eupen-Malmedy mit angemessener historischer, rechtlicher und auch theologischer Würdigung“ erarbeitet und zur ansprechenden Lektüre über das Rheinland hinaus vorgelegt zu haben.

Köln

REIMUND HAAS

SIEGFRIED SCHMIDT: „2000 Jahre katholisches Schrifttum“. Die Katholische Sonderschau auf der Kölner PRESSA 1928 (Libelli Rhenani, Bd. 52). Köln: Erzbischöfliche Diözesan- und Dombibliothek mit Bibliothek St. Albertus Magnus 2014, 252 S.; 19,00 €

Wen in der „digitalen Gesellschaft“ des 21. Jahrhunderts das „fast vergessene medien-geschichtliche Großereignis“ (fünf Millionen Besucher in den Deutzer Messehallen) der rheinischen PRESSA von 1928 interessiert, der wird allenfalls auf den einschlägigen Wikipedia-Artikel zurückgreifen können und dort von einem fünfmonatigen internationalen Event lesen, der „der wachsenden kulturellen und ökonomischen Bedeutung des Zeitungswesens und der Kommunikationstechnik Rechnung tragen sollte“. Dass es auf dieser PRESSA aus der Tradition des katholischen Büchereiwesens des 19. Jahrhunderts auch eine Sonderschau „2000 Jahre katholisches Schrifttum“ gab, ist in der Forschung so gut wie unbekannt und war nur noch ganz wenigen katholischen „Zeitzeugen“ (u. a. Domvikar und Bibliotheksdirektor i. R. Hermann-Josef Reudenbach, sowie Ludwig Gierse 1913–2015) bekannt. So nähert sich SIEGFRIED SCHMIDT in der Einleitung (S. 13–47) mit einem vorzüglichen Einstieg in den Forschungsstand der PRESSA zunächst diesen anderen Sonderschauen, u. a. der Evangelischen, der Jüdischen und der der Arbeiterliteratur.

Die „Planung und Vorbereitung der Katholischen Sonderschau“ wurde von dem eigens dafür beauftragten und bisher als Pionier der „katholischen Rundfunkarbeit“ bekannten Kölner Priester (und späteren Prälaten) Bernhard Marschall († 1963) in Zusammenarbeit mit dem damals blühenden katholischen Vereinswesen vorbereitet. Im zweiten Kapitel (S. 48–125) hat SCHMIDT sehr fundiert und „spannend“ lesbar die Gründungsgeschichte des „Internationalen Katholischen Comités für die Vorbereitung der Katholischen Sonderschau auf der PRESSA“ nachgezeichnet. Vom Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer politisch gefördert und in der Tradition der nach dem Ersten Weltkrieg aufblühenden katholischen Volksbildungsarbeit konnten schnell u. a. bekannte Kölner Katholiken für das Projekt der Sonderschau gewonnen werden. Zwar scheiterte die Zusammenarbeit mit dem ersten Vorbereitungsteam unter Archivober-rat Dr. Wilhelm Kisky, aber unter der nominellen Präsidentschaft von Alois Fürst zu Löwenstein nahm ein neues Direktorium (u. a. Prof. Dominikus Böhm, Prof. Gerhard Kallen, Erzbistumsarchivdirektor Dr. Friedrich Wilhelm Lohmann) die Vorbereitungsarbeit tatkräftig auf. So war es Marschall „nach dem Ausscheiden Kiskys letztendlich gelungen, zur Vorbereitung der katholischen Sonderschau einen qualifizierten Kreis katholischer, in den Rheinlanden beheimateter Kleriker und Laien um sich zu scharen“ (S. 76). Auch in der konzeptionellen Planung kann SCHMIDT einen großen Wandel von einem ursprünglich „ultramontanen“ Konzept mit dem Papst im ersten Raum über die Katechismen bis zum „modernen katholischen Schrifttum“ zu einem systematischen Abteilungsplan zu „zwanzig Jahrhunderten katholischen Schrifttums“ ausführlich nachzeichnen, das dann nach dem seit September 1927 vorliegenden „Repräsentationsraum“ der alten Deutzer Kirche noch weiter bis zum Jahreswechsel 1927/1928 modifiziert

wurde. Ebenso schwierig war die internationale Beschaffung der Finanzmittel, die sich nach einem ersten Entwurf vom Mai 1927 auf 280.000 Reichsmark belaufen sollten.

Nachdem die gesamten Aufwendungen auf über 300.000 Reichsmark angewachsen waren, konnte der Schatzmeister Konsul Julius Stocky mit der Förderung der Stadt Köln und der katholischen Vereine (bes. der Katholische Deutsche Frauenbund) die Finanzierung „mit einem blauen Auge“ (S. 109) bis zum Jahre 1931 abschließen. Ausgehend von dem gedruckten Führer durch die Sonderschau rekonstruiert SCHMIDT sehr gut das Mitarbeiterteam aus kompetenten Priestern und Laien des deutschen Katholizismus. Denn eine Gesamtübersicht über die beteiligten Privatpersonen, die mit der Ausleihe von besonderen Schaustücken zum Gelingen der Sonderschau beitrugen, fehlt darin. Trotz des Termindruckes sowie der dezentralen Beschaffung und Zusammenstellung der Leihgaben war die katholische Sonderschau von einem homogenen Gesamtkonzept durchdrungen, welches die kunst- und raumgestalterische Handschrift von Dominikus Böhm trug. Angesichts des enormen Zeitdrucks bei der Zusammenstellung der Ausstellungstücke überrascht es nicht, dass es zu einem vorangehenden Verlust durch Diebstahl von sechs Handschriften und Drucken des Mainzer Gutenberg-Museums kam. Weiter steigt SCHMIDT im dritten Kapitel (S. 126–228) vom Standort der „alten Deutzer Benediktinerabtei“ bis „zu den Nachwirkungen“ in die gute Analyse des Kunstmanagement der katholischen Sonderschau ein. Dabei war durch die museumsartige Herrichtung der Abtei eine „ideale Standortlösung“ von der Stadt Köln bereitet worden, und die dafür angesetzte Raummiete von 20.000 Reichsmark wurde letztendlich gestundet. Die dort auf zwei Geschossen in insgesamt 26 Räumen präsentierte Sonderschau beschreibt SCHMIDT sehr anschaulich mit von August Sander stammenden schwarz-weißen Bildern. Im Konkurrenzkampf der Eröffnungen wurde die katholische Sonderschau mit 18 Tagen nach der allgemeinen Eröffnung und einen Tag vor der evangelischen dann am 30. Mai 1928 eröffnet, in Anwesenheit des Oberbürgermeisters Konrad Adenauer und des (mehr zufällig anwesenden) Erzbischofs von Mexiko.

Im breiten Begleitprogramm gab es eine „internationale katholische Woche“ (16.–21. Juni 1928), eine Klausurtagung des katholischen Gesellenvereins (17. Juni) und einen katholischen Frauentag (25. Juni). Doch „aufs Ganze betrachtet konnte das Rahmenprogramm zur Katholischen Sonderschau allerdings nicht in dem Umfang realisiert werden, wie es das Ausstellungsdirektorium des IKC ursprünglich mit dem Ziel beabsichtigt hatte, „dass auch die katholische Kirche neben dem Wirtschaftlichen dem Fremden bedeutsam vor Augen tritt“ (S. 202). Entscheidend für alle Großereignisse ist die Rezeptionsgeschichte, die SCHMIDT für die Katholische Sonderschau ebenfalls in den beiden Kapiteln der „zeitgenössischen Rezeption“ (3.4) und der „Nachwirkungen“ (3.5) gut und differenziert aufgearbeitet hat. Beispielhaft zur „Bewertung“ genannt sei zum einen die Bilanz zitiert: „Hier ist eine Arbeit ungeheuer wichtiger Natur geschaffen worden, hier stellte man katholische Geistesarbeit zur Schau, wie das in diesem Umfang bis heute kaum geschehen sein dürfte“ (S. 203). Zum anderen hinterfragte der katholische Publizist Karl Mueller grundsätzlich das Konzept und bemängelte einen zu starken hagiographischen Akzent. In dem prägnanten und sehr lesenswerten Resümee (4.)

benennt SIEGFRIED SCHMIDT wohl zu Recht und treffend die Katholische Sonderschau auf der Pressa den „Ausdruck eines modernen, selbstbewussten und gesellschaftlich vernetzten rheinischen Laienkatholizismus“. Damit hat SCHMIDT nicht nur eine „Forschungslücke der rheinischen Katholizismus-Forschung“ gründlich erforscht, sondern auch für die Kölner Bistumsgeschichte (vgl. Vorwort Prof. Dr. Heinz Finger) eine sehr ertragreiche und lesenswerte Studie zum katholisch-kirchlichen Buchwesen vorgelegt, die auch im Internet-Zeitalter als unersetzbar zu berücksichtigen ist und bleiben wird.

Köln

REIMUND HAAS

KLAUS-PETER VOSEN/MARKUS HOFMANN (Hrsg.): ... und es gibt sie doch!
24 weitere Priester und ein Seminarist in guter Erinnerung, Bd. 2. Kisslegg:
fe-medienverlag 2014, 176 S. mit 25 Abb.; 9,80 €

Dies ist der zweite Band einer „Sammlung von priesterlichen Charakterbildern aus dem Bereich des (neuen) Erzbistums Köln“. Als Anlass dieser „presbyteriologischen Reihe“ wird „die Medienberichterstattung über priesterliches und bischöfliches Versagen“ genannt, „die den Eindruck erweckt, als ob es das glaubwürdige priesterliche Lebenszeugnis kaum mehr gäbe“. Dazu wäre auch auf die Veränderung der Priesterzahlen im Erscheinungsbild in Deutschland bzw. im Erzbistum Köln zu verweisen, wo sich die Gesamtzahlen in der Bundesrepublik von 1970 bis 2014 von 26.089 auf 14.404 (Minus 45 Prozent) abgesunken ist. Demgegenüber sollen „Geistliche porträtiert werden, die „in guter Erinnerung stehen“ und „glaubwürdige Erntearbeiter des Herrn“ waren, auch wenn sie „Schwächen und Grenzen hatten“. Die Herausgeber stellen im Vorwort mit dem Ideal der Heiligen Theresia von Lisieux (1873–1897), die ihr Klosterleben der Rettung der Seelen und dem Gebet für Priester widmete, fest, dass im 21. Jahrhundert „das priesterliche Sozialprestige in manchem Land auf einen historischen Tiefstand gefallen ist“.

Die 25 Biogramme haben alle die gleiche Struktur: beginnend mit einem Porträt-Foto und den biographischen Daten folgen drei bis achtseitige, teilweise untergliederte Lebensbilder mit Bildnachweis, aber ohne Quellen- und Literaturangaben. Der Herausgeber KLAUS-PETER VOSEN ist in diesem zweiten Band mit sieben Lebensbildern vertreten, die vom Generalvikar Prälat Dr. Emmerich David († 1953) über den „Engel von Plötzensee“ Prälat Peter Buchholz († 1963) bis zum „behutsamen und treuen Seelsorger“ Pfarrer Willi Peltzer († 1994) reichen. Der kirchlich- hierarchische Querschnitt erstreckt sich von dem mit 28 Jahren „marianisch und papsttreu“ früh am „Gehirntumor“ verstorbenen Priester-Seminaristen Michael Franke († 1990) über Landpfarrer, Prälaten und Theologieprofessoren (Prof. Dr. Hermann Josef Herkenrath † 2011, Pater Prof. Dr. Dr. Paul Zepp SVD † 2002) bis zu Bischöfen (Weihbischof Walter Jansen † 2004, [Ruhr-]Bischof Dr. Hubert Luthe † 2014). In der Regel in einer allgemein verständlichen und oft theologisch-deutenden Sprache geschrieben, sind die

Lebensbilder alphabetisch angeordnet, was in dem handlichen Band ohne Register das Auffinden der Lebensbilder erleichtert. In der Regel schreiben die jeweiligen Autoren ihr Lebensbild aus einer mehr oder weniger langen persönlichen Kenntnis der dargestellten 23 Diözesan- und zwei Ordens-Priester und deuten den jeweiligen pastoralen Einsatz und Lebensweg mit seinen Stärken und Schwächen sowie „Ecken und Kanten“. Von daher lädt das Buch wohl weniger zu einer kontinuierlichen Lektüre ein als zu einem immer mal wieder in die Hand nehmen, denn dazu laden schon die meist das Lebenswerk und die Priesterpersönlichkeiten gut treffenden und markanten Überschriften ein, z. B. „Ein Bischof, der Pastor geblieben ist“ (Weihbischof Jansen), „kantig und fromm“ (Prälat Paul Fetten † 1989), „wer tut, was er kann, ist wert, dass er lebt“ (Pater Prof. Zepp). Mit dem farbigen Umschlag des Messkelches von Josef Kardinal Frings († 1978) ist dieses Buch nicht nur eine gute und interessante Auswahl Kölner Priester des 20. Jahrhunderts, sondern eine ansprechende und einladende Hinführung zur „Kölner Presbyteriologie“, Kölner Bistums- und Pfarrgeschichte und zur Vielgestaltigkeit des Priestertums bis ins 21. Jahrhundert, der durchaus eine Fortsetzung zu wünschen ist, die zwischenzeitlich schon den dritten Band erreicht hat.

Köln

REIMUND HAAS

BALDUR HERMANS † (Hrsg.): re-visionen zu Nikolaus Groß und Heinrich Hirtsiefer. Essen/Hattingen-Niederwenigen: Nikoaus-Groß-Haus-Verein 2015, 110 S. mit zahlr. Abb.; 10,00 €

Das Werk ist mit einem abstrakten Umschlag ein Gedenk-Sammelband zu zwei Männern des rheinischen Katholizismus aus der Epoche des Nationalsozialismus, die einerseits durchaus gut erforscht ist und andererseits im „digitalen 21. Jahrhundert“ allenfalls noch „gegoogelt“ wird. So ist der Band zu Recht den ersten beiden Bischöfen des Ruhrbistums Essen, Franz Kardinal Hengsbach († 1991) und Bischof Hubert Luthe († 2014), gewidmet, unter denen vor allem der bisher erste und einzige neue Selige im Bistum Essen, Nikolaus Groß, zur „Ehre der Ältere“ von Papst Johannes Paul II. im Jahre 2001 erhoben war und dem nun zwölf Beiträge in diesem Band gewidmet sind.

Den in Essen durch die nach ihm benannte Wohnsiedlung („Hirtsiefer-Kolonie“) bekannten vormaligen Zentrumsabgeordneten und Volkswohlfahrt-Minister Heinrich Hiertsiefer, der 1941 an der Folgen der im KZ erlittenen Misshandlungen als „Märtyrer für den Glauben“ verstarb, hat der Herausgeber BALDUR HERMANS in einem Beitrag überzeugend in Erinnerung gebracht (S. 53–67). In der Mitte des Werkes mahnt der Nikolaus-Groß-Postulator des Bistums Essen, ALBERT KAUSSEN, in einem Interview zu Recht ein Defizit unseres aktuellen Erinnerungs- und Gedächtniskultus an, zumal wenn dort nur auf „Zukunft aktiv gestalten“ (ZAG oder „Zerstörung alter Gewissheiten?“) gesetzt wird. Diese volkscundliche Perspektive vertieft GABRIELE ISENBERG hagiographisch und volkscundlich sehr gut und bemerkt u. a.: „Da kein reales Grab vorhanden

ist, bietet sich an, nach einem angemessenen Ersatz zu suchen. Bei Durchsicht aller in Frage kommenden Möglichkeiten bleibt einzig und allein seine Heimatkirche St. Mauritius in Hattingen-Niederwenigern übrig, die stellvertretend die Aufgabe als Kultzentrum erfüllen konnte, jene Kirche also, in der Nikolaus Groß von Kindheit an mit dem christlichen Glauben vertraut gemacht worden war, der ihn auf seinem ganzen Lebensweg bis zu seinem gewaltsamen Tod im Januar 1945 begleitet hatte“ (S. 51). Diesen und auch andere Gedenkplätze des seligen Nikolaus Groß im Bistum Essen betont Weihbischof FRANZ GRAVE in seinem einleitenden Geleitwort. Die vormalige (2005–2010) Justizministerin des Landes NRW, ROSWITHA MÜLLER-PIEPENKÖTTER, beginnt Ihre Gedenkrede vom Jahre 2006 mit der Feststellung: „Für uns Deutsche ist es schlicht nicht möglich, über die Verfassung unseres Rechtsstaates zu sprechen, ohne den Blick in der Vergangenheit zu richten [...] Das Gedenken an Nikolaus Groß ist ein bedrückender Anlass für eine solche Rückschau“ (S. 34–40).

Die übrigen sieben Beiträge behandeln einerseits Aspekte aus seinem Leben, nämlich RAINER SLOTTA (Nikolaus Groß als Bergarbeiter), WILFRIED LOTH (Widerstand im Dritten Reich) und JÜRGEN ARETZ (Sein Kampf für eine bessere Zukunft). Andererseits arbeiten zwei weitere Autoren beispielhaft seine Nachwirkungen auf, so MANFRED VON SCHWARZENBERG (das Musical) und BALDUR HERMANS (wie Künstler ihn sehen und er in die Welt der Briefmarken berücksichtigt wurde). Der Diözesansekretär der KAB im Bistum Essen, WOLFGANG HEINBERG, versucht „sein politisches Erbe und den Auftrag“ für heute nachzuzeichnen (S. 100–103). In der ansonsten gut aktualisierten abschließenden Bibliographie zu Nikolaus Groß führt BALDUR HERMANS das im Vorwort genannte Lebensbild von VERA BÜCKER über Nikolaus Groß im von HELMUT MOLL herausgegebenen deutsche Martyrologium noch in der fünften Auflage von 2010 an, zu der zeitgleich die sechste Auflage (Bd. 1, Paderborn 2015, S. 309–313) erschienen ist, und die „Martyrer des Erzbistums Köln aus der Zeit des Nationalsozialismus“ von HELMUT MOLL liegen auch schon in der sechsten Auflage aus dem Jahre 2010 vor.

Insgesamt hat der Nikolaus Groß-Haus-Verein damit ein interessantes und aktuelles Modell eines „Gedenkbuches“, dem auch in der „digitalen Gegenwarts-Gesellschaft“ eine Rezeption zu wünschen ist, zumal wenn die Gedenkstätte im Bistum Essen geschlossen werden sollte.

Köln

REIMUND HAAS

MARCEL ALBERT: „Als der Krieg die Ruhe der Bibliotheksarbeit gewaltsam störte“. Die Kölner Diözesan- und Dombibliothek im Zweiten Weltkrieg (Libelli Rhenani, Bd. 50). Köln: Erzbischöfliche Dom- und Diözesan-Bibliothek 2014, 140 S. u. 11 Abb.; 12,00 €

Wie der markante Titel in der aktuellen „digitalen Gesellschaft“, die auch durch einen amerikanischen Film wie „Monuments Men“ kaum an die u. a. auch „kulturellen

Gräueltaten“ des Zweiten Weltkrieges erinnert werden will, gut ankündigt, drohte der 1200 Jahre alten Kölner Dombibliothek im Bombenkrieg des Zweiten Weltkrieges die „völlige Zerstörung“, nachdem sie die „Wegnahme“ in der Epoche der Säkularisation „überlebt“ hatte. Zwar hatte der Kölner Erzbischof Joseph Frings schon im November 1945 dem damaligen Bibliotheksdirektor Paul Heusgens danken können, als *die Bücherbestände auf Schlimmste gefährdet waren, haben Sie mit unendlicher Mühe und dem äußersten Aufgebot Ihrer Kräfte [...] die Auslagerung der gesamten Ihnen anvertrauten Bücherschätze an den verschiedensten Orten glücklich durchgeführt* (S. 11). Doch von gelegentlichen Hinweisen zu diesem „Rettungswerk“ von dem nachfolgenden Bibliotheks-Direktor Wilhelm Schönartz (1983) und dem Museums-Direktor Dr. Joachim M. Plotzek (1998) abgesehen, waren die genaueren Umstände bisher weitgehend unbekannt, bis der nicht nur durch seine Arbeiten zur europäischen Ordens- und Buch-Tradition, sondern auch durch einschlägige Studien profilierte Benediktiner Dr. MARCEL ALBERT aus der Abtei Gerleve sich auf dem „kodikologischen Highlight“ des „5. Handschriften-Symposiums der Kölner Diözesan- und Dombibliothek“ (2012) dieser Thematik auch unter Auswertung der Quellen im Historischen Archiv des Erzbistums Köln annahm. Es ist nun trefflich, dass seine mit über 500 Fußnoten, elf Abbildungen und einem Personenregister ausgestattete Studie als 50. Band der „Libelli Rhenani“ der Erzbischöflichen Diözesan- und Dombibliothek (EDDB) erscheinen konnte.

Im zwölf Kapiteln stellt MARCEL ALBERT die Institutionen- und Bestands-Geschichte der EDDB des „neuen Erzbistums Köln“ dar, die ab dem Jahre 1827 in das Gebäude des 1773 aufgehobenen Jesuitenkollegs in der Marzellenstraße in Köln verlegt worden war, das dann erst 1895/1896 renoviert wurde. Bei dem S. 18 genannten ersten hauptamtlichen Bibliothekar der Bibliothek des Priesterseminars handelte es sich um den am 1. Juni 1906 ernannten Dr. Peter Christian Müller († 1929), dem am 4. November 1908 der kurz zuvor zum Priester geweihte Dr. Franz Josef Baeumker († 1975) folgte. Unter dem „Wissenschaft und Kultur besonders fördernden“ Erzbischof Josef Kardinal Schulte wurde 1929 das Priesterseminar in ein neu errichtetes Seminaregebäude „vor der Stadt“ in Bensberg verlegt, was eine Zäsur bedeutete, da die in Köln verbliebene Bibliothek damit zur „Diözesanbibliothek“ wurde, die schon 1930 durch die leihweise Unterbringung der Kölner Dombibliothek – mit u. a. 100 Codices vor dem Jahre 1000 – zur Erzbischöflichen Diözesan- und Dombibliothek anwuchs. Die exklusive Benutzerzahl der Dombibliothek belief sich von 1930 bis 1940 auf 124. Da mit den Kriegsvorbereitungen auch Schutzmaßnahmen für das Kulturgut angefangen hatten, konnten in der Anfangsphase des Krieges die begrenzten Verluste durch „Brandbomben“ noch ordnungsgemäß mit Antragsformular und genauer Auflistung beim „Kriegsschädenamt der Hansestadt Köln“ gemeldet werden.

Vom Oberpräsidium der Rheinprovinz gedrängt, wurden vom September 1943 bis Ende April 1944 mit erheblichen Anstrengungen die Diözesanbibliothek und die Fachbibliothek des 1931 gegründeten Albertus-Magnus-Instituts an acht verschiedenen Orten im Umkreis von 45 Kilometern (Haus Broich an der Erft) bis zu 500 Kilometern (Leipzig-Lindenau) ausgelagert (dazu S. 69 gute Karte von KARSTEN KREMER). Vom

November 1944 bis zum letzten großen „Fliegerangriff“ auf die Kölner Innenstadt, der am 2. März 1945 auch „den Trakt mit dem Bibliothekssaal“ zerstört hatte, waren die Gebäude des Kölner Generalvikariates in der Marzellenstraße weitgehend „ausgebombt“. Nach den Aufräumarbeiten mussten 78 Codices, meist Antiphonare der Kölner Kirchen des 14. bis 18. Jahrhunderts, als verbrannt aufgelistet werden. Bis auf über 15.000 Bände, die bei den „Endkämpfen“ an der Sieg um Schloss Merten in Flammen aufgegangen waren, überstand der größte Teil der aus Köln „evakuierten“ Bücher das Kriegsende.

Doch nachdem die Gebäude der drei großen Kulturinstitute des Erzbistums Köln, das Archiv des Erzbistums, die Diözesanbibliothek und das Diözesanmuseum zerstört und ihre bisherigen Leiter nach auswärts evakuiert worden waren, begannen unter Direktor Prof. Dr. Adolf Karlsbach († 1974) die schwierigen Rücktransportarbeiten, wofür zunächst nur das Priesterseminar in Bensberg mit Räumen zur Verfügung stand. Mit dem neuen Direktor Prälat Wilhelm Schönartz († 1985) und den neuen Magazin- und Verwaltungsräumen in der Gereonstraße für Archiv, Bibliothek und Offizialat begann ab 1958 der weitere Wiederaufbau und zu einer selbständigen und aufstrebenden EDDB, wengleich komplexe Kompetenz- und Lagerungsprobleme zu lösen waren. Die zusammenggeführten und weiter gewachsenen Bestände konnten nur vorübergehend und mit zwei entfernt gelegenen Ausweichlagern überbrückend gelagert werden, bis die inzwischen auf 230.000 Bände angewachsenen Bestände im Jahre 1983 eine größere Heimstatt im Maternus-Haus fanden, wo unter Bibliotheksdirektor Dr. Juan Antonio Cervelló-Margalef die Erschließungsarbeiten vorangetrieben und mit den „Codices Electronici Ecclesiae Coloniensis“ (CEEC) das digitale Zeitalter angebrochen war. So konnte dann der seit 2001 amtierende Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Heinz Finger u. a. mit dieser Veröffentlichungsreihe der „Libelli Rhenani“ das wissenschaftliche Profil der EDDB über den Online-Katalog der Homepage hinaus mit Ausstellungen, Buchvorstellungen und Symposien weiter profilieren und vertiefen, um die inzwischen insgesamt 951 Handschriften und 702 Inkunabeln weiter zu erforschen.

Wie der Autor in seiner Widmung des Werkes zu Recht anklingen lässt, haben nicht nur die genannten Bibliotheksdirektoren die Sammlung mit großer Liebe und Leidenschaft zu den Handschriften und Büchern durch die große Krise des Zweiten Weltkrieges gerettet, sondern vor allem die Erschließungs- und Erforschungsarbeiten wurden von den gelegentlich zumindest in den Fußnoten genannten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in stiller und gründlicher Arbeit erbracht. – So ist dieser 50. Band der „Libelli Rhenani“ nicht nur eine fundierte Spezialstudie zu der größten Bedrohung der kirchlichen Kölner Zentralbibliothek und ihren „Kriegsschäden“. Sie bietet auch eine prägnante Übersicht der „bibliothekarischen Zeitgeschichte“ bis ins 21. Jahrhundert mit der unter den Bibliotheksdirektoren Prof. Finger und seinem Stellvertreter Prof. Dr. Siegfried Schmidt erarbeiteten Entfaltung des Ausstellungs-, Forschungs- und Publikationsprofil der EDDB, in der zum Jahresende 2015 mit dem Ausscheiden Fingers eine weitere Zäsur eingetreten ist.

Köln

REIMUND HAAS

KLAUS FLACH: Maikäfer flieg... . Erinnerungen. Köln/Kreuztal: 2015, 340 S.
mit über 100 überwiegend farbigen Abbildungen; 28,00 €

Es überrascht zunächst den Leser, dass ein gebürtiger Köln-Dünnwalder mit der Schirmäre der Domtürme auf dem Umschlag und diesem Titel eine Autobiographie nicht nur mit zahlreichen Bildern, sondern auch mit über 135 Fußnoten sowie u. a. für 17 Findelkinder „am Ende von Afrika“ schreibt. Im Jahr 1939 geboren und dadurch von dem „Kinderreim“ „Maikäfer flieg, Dein Vater ist im Krieg, Deine Mutter ist im Pommernland, usw.“ geprägt, waren seine Kindheit und Jugend vom Zweiten Weltkrieg (1939–1945) bestimmt sowie den dynamischen Wiederaufbaujahren, was er auch im Sprachstil zum Ausdruck bringen will, in dem er „mit zunehmendem Alter meine Erwachsenensprache“ (S. 9) gebrauchte.

So gliedert der Autor seine Darstellung über knapp 75 Jahre in sechs Kapiteln von den Kriegskinderzeiten (1939–1945) und den Hühnerhundezeiten (1945–1953) über die Jugendfahrtenzeiten (1954–1962) sowie die Familienkinderzeiten (1962–1994) bis zu den Fahrtenseglerzeiten (1982–2012) und den Kirchenberufungszeiten (1965–1998). Schon die Überschriften der ersten acht Unterkapitel von „ich war da, Opa und Papa weg“ bis „Panzersperre und Kirschpfannekirchen“ lassen seine bewegte Kriegs-Kindheit mit einer „Evakuierung in den Hunsrück“ erahnen. Das zweite Kapitel von der Nachkriegszeit mit „Fringsen und Hamstern“ endet mit einem „ganz normalen Familiensonntag“ im „neuen Zuhause am Hildegrundweg“. So starb im Januar 1948 seine Großmutter und im Mai ging er zur Ersten Heiligen Kommunion in der „Notkirche in der Amselstraße“ (S. 58). Die außerordentliche Dynamik („mit 16 allein nach Italien“) entwickelt sich im dritten Kapitel mit Fahrten nach Griechenland und Marokko sowie dem Wehrdienst bei der (alten) Bundeswehr. Mit „so einem 40 Tonnen schweren M 42 Panzer mit 600 PS durchs Gelände zu jagen, war für den kleinen Schützen Flach ein spannendes Erlebnis, ein martialisches Machtgefühl“ (S. 160) und war anschließend als „Ordonanzbursche des Kommandeurs bei allen hohen Besuchen dabei“. Nachdem sich auf dem Silvesterball im Jugendheim der Bruder-Klaus-Siedlung zwei Augenpaare getroffen hatten, begann „eine große, lange Liebe“ eines kölschen Paares, das sich dann auf dem Rosenmontagszug das erste Mal richtig und ausgiebig geküsst“ hat (S. 167). Sowohl das beruflich sehr bewegte wie das familiäre Leben des vom Ingenieur zum Sozialarbeiter umgestiegenen Klaus Flach und seiner Frau Marlies mündeten in drei Kindern „und noch mehr Enkel“. Das fünfte Kapitel beschreibt rund 30 Jahre die Segel-Abenteuer mit Familie und Freunden von der Nordsee bis Nordafrika. Das sechste Kapitel ist ein signifikantes Beispiel des Wandels in Gesellschaft, katholischer Kirche im Rheinland und kirchlicher Sozialarbeit sowohl in der Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) als auch nach der Beendigung seiner Leitungstätigkeiten (1998) u. a. im „Institut für Familientherapie“ (IFS) und als Koordinator zum Aufbau von Jugenddämern im Erzbistum Köln. So fühlt der Autor sich bestätigt durch das Apostolische Schreiben von Papst Franziskus *Evangelii Gaudium* (2013), in dem dieser „einer verbeulten Kirche, die verletzt und schmutzig ist, weil sie auf die Straße hinausgegangen ist“ den

Vorzug gibt vor einer Kirche, die krank ist „aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit und sich an die eigenen Sicherheiten klammert“ (S. 331, Anm. 137). Im „Nachwort“ beschreibt KLAUS FLACH seinen Lebensweg noch einmal im Lebensweg eines Maikäfers, der u. a. als Latein-Legastheniker vom Gymnasium flog und deshalb seinen Wunsch, Priester zu werden, nicht realisieren konnte. Auch wenn er „noch immer nicht ganz angekommen ist“ und diese rückblickende Beschreibung nur als eine beschränkte Sicht einschätzt, ist dieses Buch nicht nur eine reich bebilderte und gut lesbare Autobiographie, sondern ein signifikantes Zeugnis nicht nur für die rechtsrheinischen Kölner der Weltkriegs- und Nachkriegsgeneration im damaligen rheinischen Katholizismus.

Köln

REIMUND HAAS